DIE GEOGRAPHISCHEN URSACHEN DES WELTKRIEGES: EIN BEITRAG ZUR...

Georg Wegener





Die geographischen Ursachen des Weltkrieges

Ein Beitrag zur Schuldfrage

von

Prof. Dr. Georg Wegener

Berlin 1920 :: Verlag von Karl Siegismund

Die geographischen Ursachen des Weltkrieges

Ein Beitrag zur Schuldfrage

von

GEORG WEGENER
Dr. phil., Professor der Geographie
an der Handelshochschule Berlin

„Das Schicksal liegt letzten Endes im Geographischen"
K. Scheffler

Berlin 1920 + Verlag von Karl Siegismund



Vorwort

Die nachfolgende Arbeit ist hervorgegangen aus Vorlesungen, die ich im Frühjahr und Sommer des Jahres an der Universität und an der Handelshochschule Berlin gehalten habe. Das Ziel dieser Vorlesungen war ein etwas anderes, als das der Arbeit; sie sollten die Studierenden in die Lehren und die Denkweise der politischen Geographie einführen, und der große Weltkrieg wurde nur als experimentelles Beispiel dafür benutzt. Es war also gewissermaßen das Umgekehrte wie hier, wo die geographische Betrachtung die Entstehung des Weltkrieges erklären helfen soll.

Wenn dies noch hier und da hervorleuchtet, so ist es dem Verfasser ganz recht. Denn es kann den Anspruch auf möglichste Objektivität der Ausführungen, der hier erhoben wird, nur unterstützen, wenn der Leser fühlt, daß sie auf rein wissenschaftlichem, akademisch-theoretischem Boden erwachsen sind.

Berlin, im Herbst 1919.

Georg Wegener.

Inhalt

Einleitung

Die Bedeutung der Schuldfrage

Die Frage nach der Schuld am Weltkriege steht mit Recht im Brennpunkt der politischen Erörterungen. Es gibt keine wichtigere als diese, und alle diejenigen sind im Irrtum, die es für weise halten, nicht mehr daran zu denken, weil ja doch durch ihre Entscheidung nichts geändert würde. Denn beinahe jede Erwägung, nicht nur über den hinter uns liegenden Krieg, sondern auch über seine um uns und vor uns liegenden Folgen, führt mit zwingender Logik und immer wieder auf diese Frage als auf die ausschlaggebende zurück.

Schon im Hinblick auf den inneren seelischen Halt unseres Volkes ist die Beschäftigung mit ihr von der größten Bedeutung.

Gewiß, rein subjektiv genommen kann es gar keinen Zweifel daran geben, daß unser Volk in nahezu seiner Gesamtheit im Juli 1914 den Krieg nicht nur nicht gewollt, sondern ihn bis auf die allerletzten Tage nicht einmal vorhergewußt hat, und daß es in ihn mit der vollsten, ehrlichsten Überzeugung hineingegangen ist, er sei ein Verteidigungskampf. Auch diejenigen größtenteils, die mit Recht späterhin als Annexionisten bezeichnet werden konnten. Denn es ist ja gar nicht wahr, daß unser Volk im Anfang mit Hurra und Erobererstimmung in den Krieg gezogen ist. Im Gegenteil, wer sich die furchtbar ernsten Stunden jener ersten Augusttage wieder vergegenwärtigt, der wird sich erinnern, wie für uns alle in den letzten Tagen und Nächten der entscheidenden letzten Juliwoche ein dunkler Druck sich auf die Seele wälzte; wie wir fühlten, daß etwas Ungeheures und Furchtbares plötzlich aus den Schattengründen des Möglichen zur Wirklichkeit em-

porstieg, das wir bisher zwar wie einen unbestimmten Albdruck schon seit Jahren in uns gespürt, aber nie gewünscht, sondern immer gefürchtet hatten. Der wird sich noch erinnern, daß in jenem wundervollen Zusammenklang aller deutschen Herzschläge in jenen ersten Tagen des Krieges nichts anderes als ein feierlicher Ernst war, der die ganze Schwere des uns bevorstehenden Kampfes aufs tiefste erkannte; daß unser Volk zuerst wirklich keine weitergehenden Hoffnungen und Wünsche hatte, als uns und den Unsern zu erhalten, was wir besaßen. Ja, daß unsere Stimmung, als auch Englands Kriegserklärung noch zu den anderen hinzutrat, eher mit den Worten „Helm ab zum Gebet" zu bezeichnen war als mit irgend etwas anderem. Erst in den nächsten Wochen, erst als der erstaunliche Vorsturm nach Frankreich hinein begann und die Schlacht bei Tannenberg kam, erst da wurde Siegesrausch und Hoffnungsüberschwang lebendig. Mit dem Ausbruch des Krieges hatten sie nichts zu tun; sie waren erst eine Folgeerscheinung seiner Entwickelung.

Aber so muß die Frage nicht allein betrachtet werden, sondern auch objektiv. Es ist doch möglich zu denken, daß die kleine Schicht von politisch Maßgebenden und Regierenden bei uns, wenn auch ohne Wissen des eigenen Volkes, den Krieg seit langer Hand willkürlich und planvoll vorbereitet und schließlich bewußt und ohne Not entfesselt hat. Das ist es ja, was die Gegner behaupten und fast die ganze Welt glauben gemacht haben. Auch in dieser Richtung müssen wir dem Probleme fest ins Auge sehen und um seine Lösung ringen. Unverantwortlich an der Seele unseres eigenen Volkes handeln diejenigen, die sich der Weltsuggestion der Gegner leichten Herzens und ohne Kampf, ja mit einer Art Selbstpeinigungswollust, unterwerfen. Sie fügen freiwillig zu der furchtbaren äußeren Niederschmetterung unseres Volkes eine innere hinzu, die fast noch verhänignisvoller werden muß als die äußere. Denn wenn es eine Lüge gewesen ist, wofür wir all dies Ungeheure geleistet und gelitten haben, so bedeutet das eine innere Vernichtung für die besten, hingebungsvollsten, tapfersten Teile unseres Volkes. Ja schon die Ungewißheit, ob es nicht vielleicht so ist, der Zweifel allein an dem, was uns vier Jahre hindurch den sittlichen Halt in all dem Grausen gegeben hat, ist ganz ebenso

schrecklich. Das muß die seelische Widerstandskraft gegenüber dem Schicksal, das über uns gekommen ist, von innen heraus zermürben. Daher ist es auch nicht angängig, daß wir uns mit einem *non liquet* von dieser Frage abwenden. Wir müssen uns mit ihr auseinandersetzen, zu einer Antwort kommen, soweit wenigstens, wie menschliche Einsicht eine solche geben kann. Ohne ernstesten Kampf um unsere Rechtfertigung dürfen wir es nicht bewenden lassen.

Wir dürfen es auch aus äußeren praktischen Gründen nicht. Alle äußere Macht in der Welt haben wir verloren. Was uns nur noch geblieben ist, ist das Recht. Auf dies allein berufen wir uns vor dem Forum der Welt; auf dies allein gründen auch diejenigen ihre Hoffnungen, die eine Versöhnung der Völker und aus dieser heraus eine Milderung der Folgen unserer Niederlage erwarten. Ohne eine solche können wir tatsächlich nicht leben.

Es ist zweifellos in diesem Kriege unsagbar viel Grauenvolles geschehen. Auf beiden Seiten. Auch wenn man alles abziehen könnte, was bewußte Lüge oder erregte Phantasie hinzugedichtet haben. Wer Belgiens und Frankreichs in vierjährigem Krieg heimgesuchte Gebiete kennt, begreift die fürchterliche Erbitterung der davon betroffenen Völker vollkommen. Hier tritt die Kehrseite jenes Umstandes für uns hervor, den wir vier Jahre hindurch stets mit besonderem Dank gegen das Schicksal und unser Heer gepriesen haben, und auch mit vollem Recht als einen unschätzbaren Segen gepriesen haben würden, wenn der Krieg ohne Niederlage für uns ausgegangen wäre: des Umstandes, daß der Krieg fast ganz auf Feindesgebiet verlaufen ist. Denn nun reizt der Zustand, in den der Krieg dies Gebiet verversetzt hat, die Sieger naturgemäß zu rasender Rachgier. Alles was b e i d e Parteien an Zerstörung vollbracht haben, wird von dem naiven Volksempfinden bei ihnen selbstverständlich ganz und gar u n s, den Feinden im Lande, zugeschrieben. Und selbst die wenigen, die auf gegnerischer Seite imstande sind, gerecht zu denken und die beiderseitigen Zerstörungen trennen, werden doch immer nur sagen, und mit verdoppelter Bitterkeit sagen: wir mußten selbst unsere Heimat zerstören helfen, weil der Krieg uns dazu zwang. Auf der andern Seite können auch wir nichts anderes zur

Entschuldigung des von uns dabei Geschehenen vorbringen, als: der Krieg zwang uns dazu. All das Unendliche, was über das Thema des Kriegsgrausens und der Kriegsverwüstungen gesagt werden kann, kommt günstigsten Falles zuletzt auf die berühmten vier Worte hinaus: *C'est la guerre.* Also ist es immer der Weisheit letzter Schluß: wer den Krieg verschuldet hat, der hat auch die Verantwortung zu tragen.

Das ist es, was die Gegner von vornherein mit voller Klarheit erkannt haben. Es ist ihnen während des Krieges selbst gelungen, nicht nur ihre eigenen Völker, sondern fast die ganze Welt davon zu überzeugen, daß diese Verantwortung auf uns allein fällt. Und dies ist eins der entscheidendsten Mittel zu ihrem Siege gewesen. Nun, nach dem Friedensschluß, sehen wir sie mit derselben Klarheit und Folgerichtigkeit an der Arbeit, diesen Glauben in der Welt weiter zu erhalten und zu befestigen. Der Grund ist vollkommen deutlich. Das ist die Vorbedingung, um jede Rücksichtslosigkeit in der Ausnutzung ihres Sieges vor der Welt gerechtfertigt erscheinen zu lassen, um jeder Befriedigung ihres Rachedurstes in den Augen ihrer eigenen Völker wie der übrigen die moralische Häßlichkeit zu nehmen. Es ist das beste Mittel, uns auch weiterhin auf der Erde zu verfemen, unser Wiederemporkommen zu verhindern, uns vielmehr der immer weiteren Verelendung und Ausschaltung im Wettbewerbe um die Güter der Welt entgegenzuführen. Vollendet würde dieses Bestreben, wenn es gelänge — und es ist schon vielfältig gelungen —, auch den Deutschen selber diese Überzeugung beizubringen und sie damit moralisch vor sich selbst zu brandmarken und ihnen sogar den Mut des Widerspruchs gegen die Vergewaltigungen zu nehmen.

Die Welt ist leider so eingerichtet, daß wir, als die ehemals Mächtigen und Gefürchteten, jetzt aber schwach Gewordenen, schon dann eine äußerst schwierige Lage haben würden und die größten Befürchtungen hegen müßten, wenn das Recht sonnenklar für alle Welt, und anerkannt von aller Welt, auf unserer Seite wäre. Wie sollen wir aber ohne die schwärzesten Sorgen in die Zukunft denken, wenn die Welt vom Gegenteil überzeugt bleibt. Ja wenn wir selbst innerlich unsicher sind, wenn nicht einmal wir selbst unsere Stimme für uns erheben können?

Deshalb müssen wir uns also mit dieser Frage beschäftigen; sie ist geradezu die Grundlage zu allen anderen. Jeder, der zu ihrer Lösung etwas beitragen kann, muß es versuchen. Und es genügt nicht, daß eine gefundene, uns entlastende Erkenntnis einmal in irgendeinem Schriftstück steht, sie muß immer wieder hervorgesucht und verkündigt werden, damit die Welt auf sie achtet. Sie muß mit anderen Tatsachen zusammengestellt werden, auf die sie ein neues Licht werfen kann. Recht haben vielleicht diejenigen, die da meinen, das Problem ist so schwierig, so unendlich verwickelt, ja vielleicht so tief mit ungelösten Rätselfragen des Schicksals und der Menschennatur verknüpft, daß man daran verzweifeln muß, es restlos zu lösen. Nun wohl, selbst dies Ergebnis, daß die Frage unlösbar ist und unlösbar bleiben wird, daß man also nicht sagen kann, wer der Schuldige sei, ist dem heutigen Urteilsspruch der Welt, daß wir und nur wir allein die Schuldigen sind, vorzuziehen. Aber auch dies Ergebnis kann nicht Allgemeingut werden, wenn wir nicht dafür kämpfen und es erweisen.

Ein Gesichtspunkt muß dabei allerdings als Ziel aufgestellt und unbedingt festgehalten werden, was auch dabei herauskommen möge: es gilt, Wahrheit zu finden, ganz rücksichtslos, ganz unbestechlich auch gegen uns. Denn nur mit der vollen Wahrheit und ihrer siegenden Überzeugungskraft kann uns geholfen werden; eine Lüge, mag sie noch so „fromm" sein, kann uns nichts nützen.

Selbst wenn das Endergebnis gegen uns ausfallen sollte, müssen wir doch nach ihm streben. Und müssen es in diesem Falle mit all seinen Folgen auf uns nehmen. Diese Möglichkeit ist der Einsatz, mit dem wir die Hoffnung bezahlen müssen, uns von der Anklage der Welt reinigen zu können. Aller andere Kampf ist verlorene Mühe.

So wird es auch das Bestreben der vorliegenden Untersuchung sein, Schmerz, Zorn und Leidenschaft von ihren Erwägungen fernzuhalten, *sine ira et studio* zu sprechen. Sie will rein wissenschaftlich, d. h. voraussetzungslos sein, mit dem einzigen, rücksichtslosen Ziel der Erkenntnis. Wir dürfen uns nicht scheuen, wenn der Gang der Untersuchung uns dazu zwingt, auch eigene Irrungen und Fehler zu bekennen. Ebenso auch nicht, zuzugeben, daß nicht

nur wir, sondern oft auch die Gegner aus Zwangslagen heraus gehandelt haben. Nur so können wir für uns selbst Klarheit erhoffen und Überzeugungskraft für andere.

Die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung

Was im nachfolgenden versucht wird, beansprucht nichts als eine bescheidene Teilhandlung in dem Kampf um die Wahrheit zu sein; wie es im Titel heißt, nur ein „Beitrag" zur Schuldfrage. Die Gesamtheit des Problems ist so umfassend und vielseitig, daß ein Einzelner nicht hoffen kann, es allein zu lösen. Sehr viele müssen dabei zusammen arbeiten; jeder auf dem Felde, das ihm besonders vertraut ist. Die Ursachen des Krieges verzweigen sich wie ein höchst verwickeltes Wurzelgeflecht weit hinaus nach den verschiedensten Seiten und Tiefen. Unsere Untersuchung ist ein Versuch, ihnen auf einem bestimmten Gebiete nachzugehen, das durchaus nicht das einzige ist, auf dem sie zu suchen sind. Allerdings aber ein besonders wichtiges.

Unter „Ursachen" verstehen wir hier nicht die diplomatischen Vorgänge der letzten Sommerwochen vor dem Kriegsausbruch, die heute beinahe ausschließlich als solche erörtert werden; von allen denen besonders, die nach moralisch Schuldigen fahnden und sie zur Verantwortung ziehen wollen. Schon die Lateiner unterschieden zwischen *causae belli* und *casus belli*. Die *causae* sind die langwirkenden großen allgemeinen Ursachen, die die Spannungszustände zwischen den Staaten herbeiführen; die *casus belli* sind die mehr oder minder plötzlich hinzutretenden Veranlassungen, die die latenten Spannungen zur Auslösung bringen; sind, wie das Volk zu sagen pflegt, der Tropfen zum Eimer oder der Funke ins Pulverfaß. Die letzteren Vorgänge spielen sich meist überraschend schnell ab. Bei dem Deutsch-Französischen Kriege haben sie sich auf etwa zwölf Tage zusammengedrängt.[1]) Die entsprechenden Ereignisse im Juli 1914 sind noch zum Teil von Geheimnissen umgeben, aber sie scheinen nicht so sehr viel länger gedauert zu haben. Diese Dinge behandeln wir hier nicht; wir forschen hier nicht nach den Händen, die damals mit oder ohne vollkommenes

Bewußtsein der Tragweite ihres Handelns, die Brandfackel geschleudert, sondern nach den allgemeinen Zuständen und Strebungen unter den zeitgenössischen Nationen der Erde, die den Zündstoff aufgehäuft haben. Diese Ursachen reichen sehr viel weiter zurück. Wir werden sehen, daß sie zum Teil sozusagen ewige, von der Natur unabänderlich gegebene gewesen sind.

Es dient der richtigen Einsicht und der gerechten Beurteilung der Frage nach der Schuld am Kriege nicht, wenn die Untersuchung sich zu einseitig auf das diplomatische Gebiet der letzten Zeit vor Kriegsausbruch und auf die persönlichen Entschließungen Einzelner in diesen Tagen richtet. Denn diese Personen, die damals die Geschicke der Welt zu leiten hatten, dürfen ja nicht als losgelöst von den allgemeinen Zuständen und Strebungen vorgestellt und ihre Handlungen als frei und unbeeinflußt davon bewertet werden. Sie standen selbst unter dem Druck dieser Spannungen, sie waren in den meisten Fällen wahrscheinlich viel mehr Geschobene als Wirkende, und in jedem Falle gehört zum Verständnis ihres Tuns das Verständnis der Umstände hinzu.

Von diesen allgemeinen Ursachen des Weltkrieges sollen hier ausschließlich die geographischen behandelt werden. Es sei von vornherein mit Entschiedenheit klargestellt, daß damit dem Kriege nicht nur geographische Ursachen zugeschrieben werden sollen. Er hat eine außerordentliche Fülle der verschiedensten Ursachen gehabt; darunter auch solche, die sich der geographischen Betrachtung durchaus entziehen. Daß indessen geographische Verhältnisse bei seiner Entstehung eine sehr große Rolle gespielt haben, kann keinem Zweifel unterliegen.

Geographie und Politik

Es ist aber wohl geboten, zunächst ein paar Worte darüber zu sagen, was die Geographie überhaupt mit Dingen dieser Art zu tun hat. Besteht doch über das, was Geographie eigentlich ist und will, außerhalb des Kreises der Fachleute ziemlich wenig Klarheit. Dem einen erscheint sie infolge eines langweiligen Schulunterrichts als eine Art hölzernster Statistik, eine öde, unorganische Anein-

anderreihung von Namen und Ziffern. Dem anderen als ein nebelhaftes, eigener wissenschaftlicher Ziele und Methoden entbehrendes Herumpfuschen in allen möglichen anderen Wissenschaftsgebieten.

Beides ist falsch. Die moderne Geographie hat wie jede echte Wissenschaft sowohl ihr besonderes Forschungsgebiet, wie auf diesem Gebiet ihr besonderes Forschungsziel. Das Forschungsgebiet der Geographie ist sehr groß: es ist die Erdoberfläche. Diese nicht im Sinn eines zweidimensionalen mathematischen Gebildes genommen, sondern als jene dreidimensionale Zone, innerhalb deren sich alle die Vorgänge des Natur- und Menschenlebens abspielen, deren Schauplatz die Erdoberfläche ist.[2]) Damit berührt sie sich in der Tat mit einer Menge anderer Disziplinen, sowohl der Natur- wie der Geisteswissenschaften. Aber darin beruht gerade ein Hauptteil des so großen und eigenartigen Reizes der Geographie! Daß sie sich nicht planlos in dem Irrgarten einer unmöglichen Allwissenschaft verliert, davor schützt sie der Besitz eines eigenen Forschungsziels auf diesem Gebiet. Sie hat eine besondere, nur ihr eigene Fragestellung, mit der sie an die Erscheinungen der Erdoberfläche herantritt. Diese Frage ist das Wo? Die Geographie ist eine Ortswissenschaft. Ihre erste, grundlegende Aufgabe ist die Feststellung der örtlichen Verteilung aller irdischen Erscheinungen, mögen sie nun dem Natur- oder dem Völkerleben angehören. Alles was ist und geschieht auf der Erdoberfläche, ist und geschieht ja an irgendeinem bestimmten Ort und nimmt einen bestimmten Raum auf der Erdoberfläche ein, und diese Ortslage der Erscheinungen, ihr Raumanteil an der Erdoberfläche, ist das Geographische an ihnen. Diese Eigenschaft an den Dingen zu bestimmen, ist aber nur die Elementaraufgabe der Geographie; so etwa wie in der Geschichte die Ermittelung der Jahreszahl, die Feststellung der Zeitspanne, innerhalb deren ein Ereignis stattgefunden hat. Die Ortslage der Dinge ist nicht nur an sich als eine ihrer Eigenschaften von Interesse, sondern sie ist auch für die Erklärung ihres Wesens von größter Bedeutung; denn von dieser Ortslage auf der Erdoberfläche und von den örtlichen Verhältnissen des Raums, den sie auf dieser einnehmen — einschließlich der Nachbarerscheinungen, die infolge ihrer örtlichen Beziehungen Einfluß auf sie ausüben —, hängt ihr

Wesen, oft in der weitgehendsten Weise, ab und wird durch sie begriffen. Durch die räumliche Verteilung stehen alle Erscheinungen der Erdoberfläche in innigen, wirkenden Wechselbeziehungen zueinander. Alle diese Beziehungen untersucht die Geographie, indem sie von der bloßen Frage des tatsächlichen: „wo?" weiterschreitet zu der ursächlichen Frage „warum befinden sich die Dinge gerade dort?" und „warum sind sie gerade dort so geworden, wie sie sind?" Mit einem Wort, allen irdischen Erscheinungen ist ein örtlicher Wesensbestandteil beigemischt, der für sie von Bedeutung ist. Diesen zu erkennen, ist die Aufgabe der Geographie. *Sie erklärt das Wesen der Dinge so weit, wie es sich aus ihren örtlichen Beziehungen erklären läßt.*

Auch dieser Weltkrieg gehört zu den Erscheinungen an der Erdoberfläche. Er ist ein riesenhaftes Ereignis der Art, die den Zweig der *politischen Geographie* angeht, d. h. die Lehre von dem Geographischen in den Formen und Wandlungen der menschlichen Staatsbildungen oder in den historischen Schicksalen der Menschheit.

Diese Lehre ist sehr alt; schon der geistvolle antike Geograph Strabo verfolgt in seiner Beschreibung der zu seiner Zeit bekannten Welt den Grundgedanken, zu zeigen, wie die Landesnatur der Staaten die Entwicklung der Kultur und der Staatseinrichtungen teils fördernd, teils hemmend beeinflußt habe. In der Neuzeit hat besonders wieder Karl Ritter, Herdersche Ideen zur Geschichte der Menschheit weiter ausführend, die geographische Bedingtheit des historischen Geschehens in den Mittelpunkt seiner erdkundlichen Forschungen gestellt. Am eindringlichsten und wirksamsten ist dies dann geschehen in den zahlreichen Schriften des glänzenden Anregers Friedrich Ratzel. Vor allem in seinem Werk „Politische Geographie", das sozusagen die Bibel für alle politischen Geographen geworden ist. Ein Buch, das bei der Fülle der dem Verfasser zuströmenden Gedanken sich nicht immer leicht liest, aber in der tiefgreifenden Auffassung der Probleme und dem Reichtum der angezogenen Beispiele eine unerschöpfliche Quelle von Gesichtspunkten darbietet. Das Buch ist 1897 erschienen; wenn man es aber heute heranzieht, so ist es oft, als ob es eigens zur Ver-

ständlichmachung der erschütternden Ereignisse der Gegenwart geschrieben worden wäre.

Trotzdem ist Verständnis und Interesse für die geographische Bedingtheit der politischen Zustände und der historischen Geschehens keineswegs Allgemeingut. „Für manchen Staatswissenschaftler und Soziologen", sagt Ratzel in der Einleitung zu dem genannten Werk, „steht der Staat geradeso in der Luft wie für manchen Historiker" und hat damit Recht.[3])

Der Staat steht aber gar nicht in der Luft, sondern er haftet in allen Fällen am Erdboden und ist von ihm und seinen mannigfachen Eigenschaften in der mannigfachsten und tiefgreifendsten Weise abhängig, und sein Wesen und seine Wandlungen sind ohne eine Berücksichtigung dieser Einflüsse nur unvollkommen zu verstehen.

Das politische Gebilde, das wir „Staat" nennen, ist kein abstrakter, stoffloser Begriff, wie etwa eine mathematische Idee, sondern eine ganz reale Erscheinung. Er besteht aus dem Volk und aus dem Boden, der diesem Volke gehört. Er besteht aus einem Stück der Menschheit und einem Stück der Erdoberfläche. In ihm ist also ein räumliches, örtliches Element. Die Eigenschaften eines Staates setzen sich zusammen aus den Eigenschaften des Volkes und des Bodens, und seine Geschicke werden beeinflußt durch diese beiderseitigen Eigenschaften. Ferner durch die, ebenfalls doppelseitigen, Eigenschaften der mit ihm in politischer Berührung stehenden übrigen Staaten, insbesondere der nachbarlichen; worin sofort ein zweites örtliches Moment von größter Bedeutung sich aufdrängt.

Die Eigenschaften des Bodens sind mannigfach. Er hat eine bestimmte Lage auf der Erdoberfläche und daher von vornherein die und die Beziehungen zu einem Klima, zu dem und dem Festlande, dem und dem Meere, zu den und den Nachbarn usw., die alle seine Entwicklung maßgebend bestimmen. Er hat eine bestimmte Raumgröße, die für ihn von weitgehendster Wichtigkeit ist. Er hat so und so gestaltete Grenzen: günstig oder ungünstig für seine Aufgaben, schwer oder leicht zu verteidigen. Er hat die und die besonderen Formen: Gebirge, Ebenen, mehr oder minder guten natürlichen Zusammenhang seiner Teile, Küstengliederung usw. Er hat endlich verschiedenartige Natur-

ausstattung mit Gewässern, Bodenschätzen, Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit, Pflanzen und Tieren. Ja auch das gehört dazu, ob dieser Boden, den das Volk sein eigen nennt, ganz allein von diesem Volke, das der Hauptträger des Staates ist, besiedelt wird oder ob noch andere Völkerbestandteile an ihm teilhaben. Alles dies sind Eigenschaften von größter Bedeutung; sie sind in dieser Form örtlicher Natur, und ihnen und ihren Wirkungen für das Wesen und die Geschicke des Staates nachzuspüren, ist Aufgabe des Geographen, während dem Historiker die Betrachtung des zeitlichen Geschehens zufällt: sowohl die tatsächliche Feststellung der vergangenen historischen Entwicklung des Staates wie ihre ursächliche Erklärung aus der zeitlichen Aufeinanderfolge der Ereignisse. Die beiden großen philosophischen Anschauungsformen aller Dinge in dieser Welt für uns, Raum und Zeit, geben gewissermaßen die beiden Betrachtungsweisen an, mit denen der Geograph und der Historiker an den Staat herantreten.[1])

Wie sehr gerade dieser Krieg eine Raumerscheinung größten Maßstabes war, wie sehr die Probleme, die ihn herbeigeführt haben, Raumfragen gewesen sind („Ort" und „Raum" fasse ich hier stets als gleichsinnige Begriffe), das werden wir im Verfolg unserer Betrachtungen in der mannigfachsten Weise kennen lernen.

Ja vielleicht ist seine allertiefste und großartigste Ursache überhaupt eine Raumfrage gewesen. Darüber im folgenden Abschnitt.

Untersuchung

Das Engwerden der Erde

Es mag gestattet sein, der eigentlichen Untersuchung einen Gedanken vorauszuschicken, der heute noch mehr ein dunkles Gefühl, als eine ausreichend wissenschaftlich zu begründende Überzeugung ist, den aber doch mannigfache Anzeichen nahelagen.

Man hat uns die Engländer oft genug als Muster der Großzügigkeit vorgehalten, indem man sagte, sie verständen in Erdteilen zu denken. Ich glaube, wir müssen bei der Betrachtung dieses Krieges noch einen Schritt weitergehen; wir müssen, um ihn zu begreifen, im Erdball denken. Wir nennen ihn einen Weltkrieg. Zum erstenmal ist dieser Ausdruck für einen Krieg angewendet. Und — „Welt" natürlich, wie in allen diesen Wortbildungen, für „Erde" gebraucht — mit Recht. Er hat wirklich so gut wie die ganze Erde in seinen Bann gezwungen. Nur sehr wenig Völker und geringe Teile des Globus sind nicht durch Kriegserklärungen mit in den Krieg eingetreten; die wenigen neutral gebliebenen waren fast durchweg politisch die unwichtigsten Mächte und sie sind fast alle durch ihn aufs stärkste in Mitleidenschaft gezogen worden. Und so liegt seinem Entstehen vielleicht auch eine Ursache zugrunde, die die ganze Erde umfaßt. Vielleicht ist dieser Krieg ein erstes furchtbares Anzeichen dafür, daß die Erde anfängt, für das Menschengeschlecht als zu klein empfunden zu werden.

Daß das einmal der Fall sein könne, dieser Gedanke ist ja schon öfter ausgesprochen. Aber doch immer noch mit dem Gefühl, vorläufig weit vorm Schuß zu sein, als eine ferne Zukunftsmöglichkeit. Heut müssen wir uns klarmachen, daß wir in der Tat schon unheimlich nahe daran, ja, gefühlsmäßig, vielleicht schon im Beginn dieser erschreckenden Erscheinung sind.

Der Erdball ist die einzige Lebensstätte des Menschen im Universum. Auf ihn sind wir noch ausschließlicher angewiesen, als Schiffbrüchige auf ihr Floß im weiten Ozean. Denn es gibt keine rettende Küste für uns, an die uns ein Wunder treiben könnte. Die Vorstellungen, daß wir Wege zu einem anderen, uns neue Lebensmöglichkeiten bietenden Sterne finden könnten, sind haltlose Phantasien; jedenfalls für alle uns heut irgend vorstellbare Zeit und für alle unsere körperlichen Daseinsformen. Die Erdoberfläche ist aber eine ein für allemal fest gegebene Größe, die sich auf keine Weise erweitern läßt. Sie ist unveränderlich für uns. Sie ist 510 Millionen Quadratkilometer groß, d. h. ungefähr tausendmal, genauer 944 mal, so groß, wie Deutschland. Das ist das äußerste Maß des Raumes, der dem Menschengeschlecht für seine Lebensäußerungen im Weltall zur Verfügung steht.

Für seine Lebensäußerungen. Nicht aber steht dies Ganze für seinen Lebensunterhalt oder gar als Wohnplatz zur Verfügung. Davon ab gehen noch die beiden Polargebiete, die größtenteils derart unter lebensfeindlichem Schnee und Eis vergraben liegen, daß sie dem Menschen keine dauernde Wohnstatt sein können, und daß auch was sie ihm an Unterhaltsmitteln liefern, verschwindend gering ist. Ferner gehen ab die Ozeane, die ja bekanntlich fast zwei Drittel der Gesamtheit der Erdoberfläche bedecken. 361 von den 510 Millionen Quadratmetern sind Wasser. Nicht völlig fallen sie aus für den Nahrungsgewinn des Menschen, denn er zieht aus dem Meere große Mengen seiner Nahrung; aber in der Hauptsache ist er hierfür doch auf das Land angewiesen. Nahezu völlig gehen sie ab als Wohnsitz. Denn wenn sich auch eine große Menge von Menschen heute dauernd unterwegs auf der See befindet, so ist die Ziffer im Vergleich zur Gesamtheit der Menschheit selbst in den befahrensten Meeresteilen doch sehr gering,[5]) und auch von diesen Menschen will der weitaus größte Teil außerdem noch eine feste dauernde Wohnstatt am Lande haben. So bleibt als Wohnplatz des Menschen von der gesamten Erdoberfläche nur ein Landraum übrig, den man auf etwa 124 Millionen Quadratkilometer, nicht ganz ein Viertel davon, berechnet. Wieviel sich außerdem noch hiervon als Wüste oder Hochgebirge oder sonstwie der wirklichen Bewohnbarkeit entzieht, wieviel als un-

heilbares Ödland nicht nur gegenwärtig, sondern in alle Zukunft für die Ernährung des Menschen und die sonstige Befriedigung seiner Bedürfnisse unbrauchbar ist, mag hier dahingestellt bleiben.[6]) Jedenfalls ist auch so schon die in Betracht kommende Landfläche von dem Tausendfachen Deutschlands zusammengeschrumpft auf das 230 fache.

Diesem unveränderlichen Raum gegenüber steht die Menschheit selbst als ein keineswegs invariables Element, sondern, soweit wir zurückschauen können, in ihrer Gesamtheit als ein wahrscheinlich sich stetig vermehrendes. Mindestens ist es unzweifelhaft, daß diese Vermehrung seit einem Jahrhundert ein geradezu rasendes Tempo eingeschlagen hat. Vor ungefähr hundert Jahren, nach den Freiheitskriegen, hatte Deutschland innerhalb seiner heutigen Grenzen, also das damals französische Elsaß-Lothringen eingeschlossen, rund 25 Millionen Einwohner. Diese Zahl hat sich seither auf demselben Raum nahezu verdreifacht! Englands Bevölkerung ist von ungefähr 20 Millionen auf 46 Millionen, also um mehr als das doppelte gestiegen. Genaue Statistiken für Rußland gehen nicht soweit zurück, wie sehen aber gerade dort wenigstens in den letzten Jahrzehnten eine außerordentliche und stete Zunahme. Das europäische Rußland hatte 1880: 83 Millionen Menschen, 1914: 130 Millionen. Selbst Frankreich, das den geringsten Bevölkerungszuwachs unter den europäischen Großstaaten gehabt hat, besaß vor hundert Jahren ungefähr 30 Millionen, 1914 ungefähr 40. Es hat also um mehr als die Bevölkerung ganz Belgiens zugenommen. Die Gesamtvermehrung der Bevölkerung Europas in hundert Jahren kann man wohl auf annähernd das Doppelte ihres Bestandes annehmen; ein Plus von über 200 Millionen. Im Jahre 1890 jedenfalls hat sie ungefähr 330 Millionen betragen im Jahre 1914 ungefähr 460 Millionen.

Auch aus anderen Erdteilen erfahren wir von außerordentlichen Bevölkerungszunahmen, z. T. verhältnismäßig noch stärkeren. Nordamerika wird zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wenig über fünf bis sechs Millionen Einwohner gehabt haben, heute zählt man 136 Millionen! Gehen wir nach Asien, so tritt uns in Indien die erstaunliche Tatsache entgegen, daß dort die Bevölkerung seit

dem Beginn des vorigen Jahrhunderts von etwa hundert Millionen auf etwa 315 Millionen gewachsen ist. Aus China haben wir, scheint es, keine verläßlichen Ziffern über eine Bevölkerungsänderung; wer aber Süd- und Ostasien kennt, dem ist es vertraut, daß seit den letzten Jahrzehnten ein ganz außerordentliches Überquellen der Chinesen über alle ihre Grenzen stattfindet. Etwas ähnliches sehen wir an Japan, dessen neuere Politik aufs stärkste durch das Problem der Übervölkerung des eigenen Landes bestimmt wird.

Dies überraschende Tempo in der Bevölkerungszunahme der Erde hat seine Gründe in verschiedenen gleichzeitig wirkenden, innerlich in Beziehung stehenden Faktoren. Es hängt zusammen mit dem Zeitalter der Technik und der Naturwissenschaften, das dem Menschen eine ganz andere Gewalt über die Naturkräfte und Naturschätze als bisher gegeben hat. Die ungeheuere Entwicklung der Industrie und des raumüberwindenden Verkehrs und Handels hat die Erzeugung neuer Menschenmassen begünstigt. Die moderne Gesundheitspflege und soziale Fürsorge [7]) hat in den Kulturstaaten gleichzeitig die Sterblichkeitsziffern verringert. In den Staaten minderer Kultur endlich hat vielfach die Festigung europäischer Herrschaft die Sicherheit und Ordnung soweit gemehrt, die Räubereien und Kleinkriege soweit gemindert, daß dadurch ein großer Teil des Menschenzuwachses zu erklären ist. Auf Indien trifft das letztere z. B. zu.

All die genannten Gründe sind Entwickelungen, die vorläufig keineswegs Miene machen, aufzuhören, sondern im Gegenteil aller Voraussicht nach immer noch stärker zu wirken. Demnach ist ein weiteres Anhalten der raschen Menschenvermehrung wahrscheinlich.

Gewiß gibt es eine moderne Erscheinung, die dieser Vermehrung neuerdings entgegenwirkt: die mit dem kulturellen Aufstieg der führenden Nationen sich zeigende Verminderung des Geburtenüberschusses über die Todesfälle. Am weitesten vorgeschritten ist diese Erscheinung bekanntlich bei den Franzosen; aber auch bei uns, bei den Engländern, bei den Nordamerikanern beginnt sie sich bemerklich zu machen. Nicht wenige glauben in ihr erleichtert das Heilmittel erkennen zu sollen, das sie der Sorge um eine zu große Menschenzunahme völlig überhebt. Doch scheint

dieser Optimismus kaum gerechtfertigt. Bis jetzt handelt es sich immer nur erst noch um eine relative Abnahme der Vermehrung; noch nirgends, selbst in Frankreich nicht, hat sie zu einer wirklichen Verminderung eines der modernen Völker geführt; selbst in Frankreich gab es noch immer eine positive Zunahme. Und diese Verlangsamung der Zunahme findet doch bisher nur bei einigen höchststehenden Kulturnationen statt, und das macht für das Ganze vorläufig herzlich wenig aus. In Rußland, in China, in Indien spielt sie noch gar keine Rolle. Sollte es wirklich ein Gesetz sein, daß mit dem Erklimmen der höchsten Grade moderner Zivilisation jene Erscheinung unbedingt verbunden ist, so haben die letztgenannten Riesenvölker doch noch einen sehr langen Weg bis dahin. Sehr wahrscheinlich aber ist, daß diese Nationen sehr bald von dem modernen Industrialismus und der modernen Hygiene soweit erfaßt werden, daß zunächst einmal infolge davon hier ganz im Gegenteil ein abenteuerliches Anwachsen ihrer Menschenzahlen stattfinden wird.

Doch angenommen selbst, daß überall die Bevölkerungszunahmen infolge eines allgemeinen modernen Kulturaufstiegs der Menschheit sich ähnlich verlangsamen würde wie bei den Franzosen, und angenommen, das träte auch bald genug ein, um nicht zu spät zu kommen zur Verhinderung einer zu großen Menschheitsziffer, so würde das doch vermutlich nur wenig nützen. Die Wirkung davon würde wahrscheinlich mehr als aufgehoben durch die andere Begleiterscheinung, daß ein zu moderner Kulturhöhe emporgestiegenes Volk zur Befriedigung seiner Bedürfnisse mehr Raum braucht, als den, auf dem es wohnt. Und anscheinend einen um so größeren, je höher es sich entwickelt. Wie sehr das der Fall ist und was es bedeutet, dafür ist gerade der Krieg der eindringlichste Lehrmeister gewesen. Das deutsche Volk konnte schon ganz einfach die bloße, lebenerhaltende Nahrung auf seinem Heimatboden nicht mehr erzeugen; von ausländischen Genußmitteln, an die wir gewöhnt waren und deren dauernde Entbehrung schwer erträglich ist, ganz abgesehen. Wir wissen, daß wir einfach verhungern müßten, wenn die Blockade andauerte. Eine Steigerung der Produktion durch Urbarmachung aller noch vorhandenen Ödländereien auf unserem Boden und noch vollkomme-

nere Anwendung aller heutigen Mittel der Bewirtschaftung bis zu einem ausreichenden Grade ist nicht möglich.[8]) Andere weite, minder dicht besiedelte und darum Nahrungsüberschuß erzeugende Räume der Erde müssen hinzukommen, um uns zu ernähren.

Und genau in derselben oder noch schlimmeren Lage, das hat der Krieg ebenfalls gezeigt, ist eine Menge anderer europäischer Länder: England vor allem, das wir viel rascher hätten überwinden können, als es uns, wenn wir es ebenso vom Weltverkehr hätten absperren können. Alle diese Länder sind bereits im einfachsten Sinne der Nahrung übervölkert; ihre Lebensbasis auf der Erdoberfläche ist in Wirklichkeit eine viel größere als der Raum, den sie bewohnen. Und er ist es in noch viel weiterem Sinne, als dem der bloßen Nahrung. Diese Völker brauchen ja auch eine Fülle anderer Dinge, die ihr eigenes Land nicht erzeugt, um ihre industrielle Arbeit aufrecht erhalten zu können und um — das ist für ein Kulturvolk ein überaus wichtiger Punkt — in Wohnung, Kleidung und „Lebensgenuß" überhaupt jene Ansprüche an eine höhere Lebenshaltung durchführen zu können, die über eine bloße Ernährung hinausgehen.

Deshalb ist es auch ganz unnütz, die Völker darauf hinzuweisen, daß die Erdoberfläche bei gleichmäßiger Besiedelung noch sehr viel mehr Menschen ernähren könnte, als sie tut. Auf die großen Gebiete Asiens oder Amerikas hinzuweisen, die heute noch menschenleer sind, ohne doch Wüsten zu sein, auf die Gegenden der alten und neuen Welt, die früher reichere Kulturen getragen haben. Für die tiefer stehenden Völker steht im Wege, daß meist erhebliche Kapitalien nötig sind, um diese Gegenden zu erschließen und ertragfähig zu machen, für die höher entwickelten, daß mit einer solchen Siedelung in der Regel ein Herabsteigen von der höheren Lebenshaltung verbunden sein würde. Unzweifelhaft könnte die Erde noch sehr viele Millionen Menschen mehr beherbergen und ernähren, wenn sie alle so leben wollten wie die Kuli Asiens. Aber gerade das wollen sie ja nicht; sie werden nicht aus zweckmäßiger Überlegung der Gefahren der Übervölkerung den Entschluß dazu fassen, sondern viel lieber vorher jedes andere Mittel der Gewaltsamkeit gegen die Konkurrenten anzuwenden versuchen.[9])

Gewiß ist ja wohl zu hoffen, daß die weitere Entwickelung der Wissenschaft und Technik die Möglichkeit erschließen wird, dem Boden noch reichere Erzeugnisse abzugewinnen, als bisher. Allein es unterliegt kaum einem Zweifel, daß das Tempo der Erschließung noch unbekannter Hilfsmittel und Methoden nicht für längere Zeit hinaus dasselbe bleiben wird, wie in den letzten Menschenaltern.[10]) Es wird vielmehr, wenn wir von Phantasien absehen, mit denen wir hier ernsthaft nichts anfangen können, aller Voraussicht nach wesentlich langsamer sein, als das Tempo der Menschenzunahme und als das Tempo des Aufsteigens dieser Menschenmengen in höhere Kulturformen und damit in ein noch relativ vergrößertes Raumbedürfnis. Wir sehen es ja fast wie ein modernes Naturgesetz, wie immer weitere Völker, die bisher nur Landbau trieben, bei ihrer Höherentwicklung auch in den industriellen Wettbewerb mit eintreten, reicher und anspruchsvoller werden und daher im Verhältnis immer noch mehr von der Erdoberfläche für ihre Interessen bedürfen.

Oder in manchen Fällen vielleicht auch nur zu bedürfen g l a u b e n, was für die Endwirkung ganz dasselbe ist. Frankreich bedarf unfraglich weder aus Ernährungs- noch aus Handelsgründen die ganze Größe seines gewaltigen Kolonialreichs. Das hindert aber nicht im geringsten, daß es den Aufbau und die Erweiterung dieses Kolonialreichs mit der größten Willenskraft verfolgte und daß darin ein Keim gefährlichster politischer Spannungen in der Weltpolitik der letzten Jahrzehnte gelegen hat.

Ebenso sehen wir den wildesten, rücksichtslosesten Landhunger bei den russischen Bauern. Sicherlich brauchten gerade sie ihn nicht zu haben, wenn sie zu einer westeuropäischen Bodenkultur übergingen. Aber eben dazu sind sie nicht fähig, und deshalb sind sie landhungrig. Für die Wirkung ist das ganz das gleiche.

Wir berühren hier eine der elementarsten, allgemeinsten Erscheinungen im Leben der Staaten überhaupt und der modernen Staaten insbesondere: den D r a n g z u r R a u m e r w e i t e r u n g. In jedem kraftvollen Staatsgebilde liegt der Drang, sich zu vergrößern. Es ist eine der Hauptbestrebungen Ratzels, das zu betonen und überall nachzuweisen. Sie tun es, wie Organismen wachsen, wenn sie Raum dazu haben.

Sie tun es wie unter dem Zwang einer immanenten Naturnotwendigkeit. Und je größer und mächtiger die Staaten sind, um so mehr haben sie diesen Hang. Das beobachten wir, so weit wir irgend in die Geschichte zurückblicken können. Wir sehen es schon im großartigsten Maßstabe an dem immer wiederholten Prozeß der sogenannten „Weltreiche" des Altertums und des Mittelalters. Wir sehen es in noch viel gewaltigerem Umfang an den Weltreichen der Neuzeit, denen gegenüber die alten Weltreiche, das mongolische des Kreuzzugszeitalters etwa ausgenommen, klein erscheinen. Wirklich endgültig „saturierte" Großmächte, wenn sie kraftvoll und lebensfrisch sind, gibt es nicht; das kann nur immer eine vorübergehende Periode in ihrem Dasein, ein „Verdauungszustand" sein. Bismarck hat es vom deutschen Kaiserreich in den ersten Jahrzehnten nach seiner Entstehung behauptet, und seine Politik während dieser Zeit ging in der Tat im wesentlichen darauf hinaus, innerlich zu festigen, was er äußerlich bis 1870 für das deutsche Volk errungen hatte. Aber wir haben es ja erlebt, daß auch für Deutschland, sobald es sich in seinem neuen Hause eingenistet hatte und richtig Herr über die ungeheuren Kräfte geworden war, die ihm daraus zuwuchsen, sofort die neue Periode natürlichen Dranges kam, seinen Anteil an der Erdoberfläche zu vergrößern. Bismarck selbst hat noch diesem Drange nachgeben und die Politik unserer kolonialen Ausdehnung in die Wege leiten müssen.

Dieser Drang zur Raumerweiterung ist gewiß nichts Mystisches, sondern hat überall seine realen, bis zu den üblichen, dem Menschen gesetzten Grenzen des Erkennens erforschbaren Ursachen, die stets verschiedener Natur sind. Zu sehr großem Teil sind sie geographischer Natur: Teils wirklicher Raumzwang infolge zu engen Bodens für die Bevölkerungszahl. Teils der Wunsch, geographisch zugehörige Gebiete der Erdoberfläche sich anzugliedern. Oder einen Zugang zum Meere zu gewinnen. Oder wirtschaftlich besonders wertvolle Erdräume zu erwerben. Oder Einfluß auf wichtige Verkehrswege zu bekommen. Oder bessere, d. h. leichter zu verteidigende Grenzen zu erhalten. Oder Gegengestade zu besetzen, wenn auch vielleicht nur, damit nicht ein gefährlicher Gegner dort Fuß faßt. Und so weiter.

Wenn das Österreich-Ungarn vor dem Kriege als ein Beispiel für einen modernen Großstaat hingestellt wird, der diesen Drang nicht gehabt habe, so stimmt das schon tatsächlich nicht ganz; denn gerade dieser Staat hat mit seiner Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina 1908 schließlich doch dieselbe Tendenz bewiesen; und wenn dieser Erweiterungsdrang bei ihm schwächer gewesen sein sollte als bei anderen, wenn er Gelegenheiten weiterer Erwerbung, wie die von der Türkei ihm nahegelegte Angliederung des Sandschaks Nowibazar 1913, wirklich aus Saturiertheit zurückgewiesen hat, so darf man darauf hinweisen, daß die Lebenskraft der Großmacht Österreich-Ungarn als solcher schon vor dem Kriege ziemlich allgemein als sehr gering eingeschätzt wurde;[11]) daß man in ihr den Typus eines müden, überalterten Staatswesens sah. Um so lebendiger, leidenschaftlicher lebte dieser Drang bei den zur Selbständigkeit erwachenden Teilvölkern dieses Staates auf, die sein Gefüge bewußt oder unbewußt von innen heraus zu zersprengen suchten.

Zu den Gründen des Wachstumstriebes der Staaten ist neuerdings ein weiterer getreten, den frühere Jahrhunderte nicht in dieser Weise gekannt haben, der erst in der Neuzeit entstanden ist, parallel mit der Entwicklung der Technik, der Steigerung des Weltverkehrs, Welthandels, der jüngsten Entdeckung und Aufteilung der Erde, kurz mit dem intensivsten politischen und wirtschaftlichen Leben der zwei, drei letzten Menschenalter überhaupt: die Herausbildung des Nationalgefühls und der damit verbundenen ethischen und politischen Folgeerscheinungen des Nationalismus.

Ruedorffer, der diesem Nationalismus eine besonders eingehende, philosophisch spürende Aufmerksamkeit zuwendet, der in den nationalistischen Tendenzen unfraglich die bedeutendsten, wirkungsstärksten Grundzüge der Weltpolitik der letzten Jahrzehnte erkennen läßt, an Kraft den entgegenarbeitenden kosmopolitischen unbedingt überlegen, bezeichnet die Entstehung der Nation und des Nationalstaats als „das tiefste Ereignis der modernen Geschichte".[12]) Nach ihm ist die moderne „Nation" eine merkwürdige, naturwissenschaftlich nicht erklärbare, organische Einheit über den Individuen, die ihr und ihren Lebenszwecken untergeord-

net sind und sich aus ihrem Nebeneinander allein ebensowenig begreifen läßt, wie der Mensch aus dem Nebeneinander der Zellen seines Körpers;[13]) die aber ihrer Idee nach wachsen, sich ausdehnen, herrschen will ohne Ende, immer fester sich zusammenfügen, immer weiteres sich einordnen und mit ihrem eigenen, mit dem Heil für die Menschheit gleichgesetzten Wesen erfüllen will, bis das All unter ihrer Herrschaft ein organisches Ganzes geworden ist. Das Ziel ist eine Unmöglichkeit, aber alle Nationen streben es, bewußt oder unbewußt, an. Wo eines der heutigen Völker das nicht tut, wo es beharren will (abgesehen von den wenigen und unwesentlichen Völkern, die dieser moderne Prozeß noch nicht ergriffen hat), da ist dies „nur ein Zeichen dafür, daß das Leben sie verlassen hat oder zu verlassen beginnt".

Die Entstehung dieses modernen Nationalgefühls, die in einem Siegeslauf über die ganze Erde gegangen ist, selbst so typisch „beharrende" Völker wie die Japaner und Chinesen ergriffen und auch die Massen Indiens in Gärung zu setzen begonnen hat, ist in ihren Ursprüngen wohl keine geographische Erscheinung. Durchaus aber jedenfalls in ihren Folgen. Sie hat mehr noch als rein wirtschaftliche Interessen den Kampf um den Raum auf der Erde vermehrt und ihm die große Leidenschaftlichkeit gegeben. Wenn die Staatsgebilde schon immer die Tendenz zum räumlichen Wachstum gehabt haben. wenn die Nationen schon „seit Jahrtausenden einen Kampf um Macht und Raum" führten, so ganz besonders seit der Zeit, wo die Staatsgebilde anfingen, gleichbedeutend mit einer Nation, Nationalstaaten werden zu wollen. Nationalgefühl ist wesensverbunden mit völkischem Egoismus, daher mit der Gegnerschaft aller Nationen untereinander. Ruedorffer ist der Überzeugung, daß Feindschaft die gegenseitige Grundbeziehung aller Völker ist. „Wer die sogenannten Freundschaften der Völker in der Geschichte durchgeht, wird auf dem Grund ihrer Empfindungen doch immer die Feindschaften finden."

Der moderne Nationalismus hat dieses Gegensatzgefühl der Völker (das uns ja schon auf den Entwicklungsstufen ursprünglichster Stammesgemeinschaften als eine Grundstimmung entgegentritt) gegenüber dem vorhergehenden Jahrhunderten unzweifelhaft verschärft. Und so hat er wesentlich dazu beigetragen, die unheil-

vollen, Spannungen erzeugenden Wirkungen des Engerwerdens der Erdoberfläche, von denen wir hier reden, zu vermehren. Man kann der Meinung sein, daß er durchaus nicht die endgültige Form der Menschheitsentwicklung zu sein braucht und wieder vorübergehen wird. Das ist aber für unsere Untersuchungen über die Ursachen des Weltkriegs ganz gleichgültig. Denn wir haben es nur zu tun mit dem, was vor dem Kriege war. Bis zu diesem hin war der Nationalismus zweifellos überall in einem stetigen Steigen begriffen.[14] Und er trieb mit wachsender Hast und Leidenschaftlichkeit die mächtigsten Völker zur Beteiligung an der Aufteilung der Erdoberfläche. Der Nationalismus hatte als jüngste und in die Augen fallendste Erscheinung den Imperialismus, der ja nur der Ausdruck des besonders ins Räumliche gehenden Wesens, seines immanenten Ausdehnungsdranges ist. Der Imperialismus ist der Nationalismus der modernen Großmachtvölker.[15]

Kurz vor dem Kriege sahen wir bereits einen Zustand erreicht, den die Erde bisher noch nicht gekannt hatte. Wir sahen einen „Welthandel" und „Weltverkehr" wirtschaftlich wirklich die ganze Welt umfassen, und sahen politisch die Erdoberfläche so gut wie vollkommen aufgeteilt: herrenlose Landgebiete, die irgendeinen praktischen Wert für die Menschheit hatten, gab es fast überhaupt nicht mehr. Der Staat, der seinen Anteil an der Erdoberfläche erweitern wollte, mußte bereits unweigerlich einem anderen etwas wegnehmen. Und dabei sahen wir den Landhunger der Mächte überall größer, elementarer als je. Der Raum der Wünsche war bereits größer als der Raum der Erdoberfläche und alle Teile der Erde waren in dies System der Spannungen hineingezogen, alle! In dem Sinne dieser Spannungen war die Erde also schon tatsächlich für die Menschheit zu enge geworden.

Zu dem früheren Nebeneinander der Interessensphären war bereits in hohem Maße ein Übereinander getreten. Derselbe Erdraum diente, stärker als man das vorher je gekannt, verschiedenen Völkern gleichzeitig, oder stand mit einem anderen im Austausch, so daß er ihm das eine lieferte und dafür das andere von ihm empfing. Ruedorffer sieht darin eine besondere Erweiterung der Möglichkeit des Miteinanderauskommens der modernen Völker. Auch er aber erkennt, daß mit diesem

Über- und Durcheinander im Grunde doch nur die Reibungsflächen vermehrt werden, und es bleibt, daß auch dies bestenfalls nur einen „Aufschub" des Konflikts bedeutete. Zunehmende Schutzzollpolitik machte ja auch schon jetzt dies friedliche „Nebeneinander" der Nationen auf gleichem Erdraum recht ungleich, und man braucht nur auf den Albdruck hinzuweisen, unter dem wir seit Jahren alle bei dem Gedanken standen, daß auch England über kurz oder lang die Räume seines Weltreichs durch Zollschranken schließen würde.

Um zusammenzufassen: Sicher ist der Begriff der Übervölkerung der Erde noch immer ein relativer, und sicher hat es ihn in diesem Sinne auch schon früher gegeben. Zweifellos sind auch schon die alten Völkerwanderungen in dieser relativen Art Übervölkerungsprobleme gewesen. Aber zwei Tatsachen hatten dem Problem in der Gegenwart doch ein neues Gesicht, eine Bedrohlichkeit verliehen, die es vorher noch nicht besaß: die unheimliche früher nie dagewesene Menschenvermehrung und die Tatsache, daß die Menschheit bereits die gesamte Erde politisch und wirtschaftlich umfaßt und aufgeteilt hatte.

Kommende Schwierigkeiten fühlen die Völker aber voraus, oft ohne sie bereits klar zu erkennen. Und das Gefühl von einem Zuengwerden der Erde, die dunkle Ahnung einer Gefahr, in der ja etwas unausdenkbar Fürchterliches liegt, wenn kein Mittel zu ihrer Abwendung gefunden wird, hat möglicherweise bei der Entstehung dieses Krieges mitgespielt und hat ihm, scheint es, auch die außerordentliche Erbitterung geben helfen; diese förmliche Vernichtungswut, die so erstaunlich in unserem „kultivierten" Zeitalter zum Vorschein kam.

Haben wir Recht mit dieser Vermutung, dann würde dieser Krieg allein schon deshalb schwerlich der letzte sein, wie so viele Idealisten erwartet haben, sondern ganz im Gegenteil nur der Vorgeschmack von dem Grauenvollen, das der Menschheit bei einer Fortdauer ihrer Vermehrung vorbehalten ist.

Lassen wir diese Frage jetzt auf sich beruhen; wir werden aber im Lauf unserer Betrachtungen noch manchmal an das Problem zurückzudenken haben, das also eine geographische, eine Raumerscheinung in allerumfassendstem Sinne wäre.

Politisch-geographische Triebkräfte und Probleme der Einzelstaaten

Die Ententemächte

Der gebräuchlichtste zusammenfassende Name für unsere Gegner, die „Entente", stammt von der „entente cordiale", die England in den letzten Jahren zunächst mit Frankreich einging und dann auf Rußland ausdehnte. Unter diesen war Rußland die erste Macht, mit der wir in Krieg gerieten.

Rußland

Rußlands allgemeine Mobilisierung und der wirkungslose Ablauf unseres dadurch hervorgerufenen Ultimatums vom 31. Juli 1914 waren der Anlaß — und nach deutscher Auffassung der unausweichliche Zwang — zu unserer eigenen Kriegserklärung vom 1. August.

Der Umstand, nach dem das allgemeine Gefühl die Bedeutung eines Staats in der Regel zuerst bemißt, ist seine Größe, in den beiden Formen des Raumumfangs und der Bevölkerungszahl.[10]) Sie bedeuten ja in Wahrheit nicht immer die wirkliche Macht, sind aber doch meist der einfachste, sinnenfälligste Ausdruck dafür. Die Größe eines kriegführenden Staates ist durchaus nicht erst später wichtig für die Entscheidung in dem bereits begonnenen Kriege, sondern kommt in gewisser Weise auch schon für dessen Entstehung in Betracht. Denn es leuchtet ein, daß ein großer und mächtiger Staat glaubt, auf die Berücksichtigung seiner Ansprüche ein größeres Anrecht zu haben, als ein kleinerer, und daher rücksichtsloser in diesen Ansprüchen ist. Und ebenso wird ein großer und mächtiger Staat gegenüber einem kleineren viel leichter zur letzten Entscheidung, der kriegerischen, geneigt sein, als im umgekehrten Falle.

Rußland ist eine der fünf territorialen Riesenmächte der Gegenwart — das britische Weltreich, China, Frankreich und die Vereinigten Staaten sind die vier anderen —, von denen jede für sich einen ganzen Erdteil, Australien, an Ausdehnung und Bevölkerungszahl übertrifft, die zusammen mehr als zwei Drittel der

gesamten bewohnbaren Erdoberfläche und der gesamten Menschheitsziffer in sich schließen,[17]) und die alle unsere Gegner wurden.

Das russische Reich war von diesen fünf das zweitgrößte; mit seinen 22,3 Mill. qkm Deutschland (3,5 Mill. qkm mit, 541 000 qkm ohne Kolonien — vgl. Anm. 17) räumlich ungeheuer überlegen.

Gewaltig überlegen auch noch in der Bevölkerungsziffer. Sie belief sich vor dem Kriege auf 179 Millionen, wovon 128 auf das europäische, 51 Millionen auf das asiatische fielen. Also 179 Millionen gegen 80 für Deutschland, einschließlich der 12 bis 13 Millionen in den Kolonien, die uns voraussichtlich in diesem Kriege wenig nützen konnten. Rußland konnte seine Außenmacht dagegen leicht in großem Umfange gegen uns in die Wagschale werfen, weil der gesamte Staatsbereich in einem bequemen ununterbrochenen Landzusammenhang stand. Und es hat ja auch aus dem äußersten Sibirien seine Truppen gegen uns herangeführt.

Schon das Bewußtsein dieser ungeheuren Raum- und Zahlüberlegenheit mußte denjenigen unter den russischen Machthabern, die den Krieg wollten, eine starke Verlockung sein, ihn zu unternehmen. Und wenn es sich bestätigt, daß die russische Militärpartei einen wesentlichen Anteil an dem Ausbruch des Krieges trägt, so dürfen wir schon in diesen Raum- und Zahlenverhältnissen ein Agens für den Krieg, also eine der geographischen Ursachen des Weltkrieges sehen.

Wenden wir uns weiter zu der **geographischen Lage und Gestaltung** dieses Reiches. Rußland ist weitaus das riesigste zusammenhängende Landreich der Erde, und es ist gewiß kein Zufall, daß es auch auf dem riesigsten zusammenhängenden geographisch gleichartigen Landraume der Erde erwachsen ist. Es nimmt den größten Teil des ungeheuren einheitlichen Flachlandes ein, das den Norden Asiens und den Osten Europas bildet; getrennt nur durch den wenig scheidenden, leicht überschreitbaren Wall des Uralgebirges. Es ist keine Frage, daß das russische Reich geographisch eine der naturgemäßesten Staatenbildungen der Erde ist. Nebeneinander hat das Großrussentum, von dem Großfürstentum Moskau aus, alle die Staaten und Völker, die innerhalb dieses großen Flachlandes lagen, sich angegliedert. Bis auf einige wenige

Reste. Zu diesen wenigen Resten gehörte das österreichische Galizien, das Vorland der Karpathen, und gehörte die norddeutsche Tiefebene. Ein einziger Blick auf die Karte zeigt, daß diese beiden Länder tatsächlich, rein geographisch genommen, mit zu einem großen eurasischen Flachlande gehören. Es sind nur ganz kleine unbedeutende Buchten dieser riesigen meergleichen Flächen, und die russische Macht würde sie ganz ebenso überflutet haben, wenn hier nicht zwei zu starke Völker: Österreich und Deutschland, Halt geboten hätten. Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß ein in großem Stil denkender russischer Politiker das Nichtzugehören dieser Reste zu dem übrigen als eine Unnatürlichkeit empfindet. Es liegt darin ein einfachster geographisch begründeter Gefühlsgrund des Gegensatzes Rußlands gegen Deutschland und Österreich. Wir werden sehen, welche weiteren Gesichtspunkte gerade diesen Gegensatz noch verstärkten.

Die Riesengröße des für die russische Bevölkerung verfügbaren Raums hat nun merkwürdigerweise keineswegs dazu geführt, Rußland raumgesättigt erscheinen zu lassen, was an sich wohl der Fall sein könnte. Denn wenn auch sehr große Teile dieses Raums infolge hoher nördlicher Lage und klimatischer Ungunst für den Menschen wenig brauchbar sind, so ist doch selbst unter Berücksichtigung dieses Umstandes die Bevölkerung des russischen Reiches noch immer dünn gesät, und unübersehbare Strecken fruchtbaren Landes stehen ihr noch neu zur Verfügung; vollends dann, wenn das russische Volk zu einer höheren Kultur übergehen würde. Trotzdem sehen wir gerade bei Rußland in den letzten Jahrzehnten den Landhunger, den Drang nach immer weiterer Ausdehnung der Reichsgrenzen, ganz besonders entwickelt.

Rußlands kolossaler Raumhunger hatte, wie die Ausdehnungstendenzen der Staatsgebilde überhaupt (vgl. S. 27), verschiedene Ursachen. Eine war merkwürdigerweise der Raum selbst! Es ist eine sehr richtige Beobachtung, daß die gewaltige und überrasche Ausdehnung des russischen Reiches seiner Kulturentwicklung nicht zum Vorteil gereicht hat. Das Volk ist nie dazu gekommen, sich in intensiver kultureller Betätigung auf kleinerem Raum höher zu entfalten; es ist vielmehr, indem so massenhaft immer neuer jungfräulicher Raum hinzutrat, gewissermaßen immer wieder aufs

neue in neue primitive Verhältnisse hineingeschleudert worden. Mit darum ist wohl, wie wir schon berührten, der russische Bauer nicht imstande gewesen, sein wirtschaftliches Elend durch eine bessere Kultur seines Ackers zu ändern, sondern er schrie nur nach mehr Land. Und wir wissen ja, wie elementar er es tat und welch eine ungeheure Rolle dieser Landhunger des russischen Bauern für die russische Politik der letzten Jahrzehnte gespielt hat. Wir wissen, wie sehr die früheren Machthaber in Rußland vor dem Kriege die Revolution der Bauern fürchteten und wie sehr sie in der Befriedigung ihres Landhungers ein Mittel sahen, dieser Revolution zu entgehen. Die beste Möglichkeit dazu bot ein siegreicher Krieg, und es erscheint durchaus begreiflich, wenn deshalb die russischen Machthaber auf einen Krieg hindrängten.[14])

Rußlands Ausdehnungsdrang hatte aber noch andere Gründe.

So vorteilhaft die geographische Gestaltung der großen sarmatischen Tiefebene auch für die Herausbildung eines riesigen zusammenhängenden Kontinentalreiches war, so ungünstig ist die geographische Lage dieses Tieflandes in anderer Hinsicht. Sie ist geradezu raffiniert ungünstig.

Man hat mit Recht gesagt, Rußland liegt auf der Rückseite zweier Weltteile, oder auf der Schattenseite ihrer Kultur und ihres Verkehrs. Rußland nimmt in Europa den fernen, klimatisch unwirtlichen Osten und Norden ein, abgewandt vom Süden und Westen, von wo die ganze Geschichte hindurch Kultur und höheres Leben in den Erdteil eingedrungen ist und wo sie noch heute am reichsten pulsen. Und in Asien ist es ebenso; seine riesigen sibirischen Länder umfassen auch hier den entlegensten, klimatisch größtenteils ungünstigsten Teil des Kontinents, am weitesten entfernt von den menschenwimmelnden und mit uralten Kulturen begabten Ländern des Südens und Südostens und überdies von ihnen noch durch einen breiten Gürtel von Wüsten und Hochgebirgen gesondert. Auf der anderen Seite ist sein Nachbar das vollkommen lebensfeindliche Gebiet der Arktis.

Vor allem aber fehlt ihm eines, ein hinreichender Zugang zu einem freien, das ganze Jahr hindurch dem Verkehr dienstbaren Weltmeer.

Hier treffen wir auf eines der grundlegenden Probleme, das

wie bekannt, die ganze neuere Geschichte Rußlands maßgebend bestimmt hat. Seit Peter der Große an die Aufgabe gegangen ist, das Russenvolk aus einem im wesentlichen asiatischen Stamm mit rein kontinentalen Steppeninstinkten zu einem europäischen Kulturvolk umzuwandeln, tritt bewußt die Forderung an die Spitze der russischen Politik, daß Rußland einen solchen Zugang zum Meere haben müsse; daß das einfach Lebensbedingung für es sei, wie Atemluft.

Gewiß berührt das russische Reich ja schon seit mehreren Jahrhunderten, seit der Zeit vor Peter dem Großen schon, das Meer. In gewaltiger Erstreckung die Küsten des nördlichen Polarmeeres; aber sie kommen nicht in Betracht, denn sie sind für den Verkehr nahezu oder völlig unbrauchbar. Die murmanskischen Küsten der Halbinsel Kola bespült zwar noch ein letzter Ausläufer des Golfstroms und hält sie großenteils eisfrei; allein sie umschließen ein menschenleeres Hinterland von größter Unwegsamkeit; es hat erst des furchtbaren Zwanges der Kriegsblockade bedurft, um einen Schienenstrang dorthin zu schaffen. Die weiter südwärts einschneidende Bucht des Weißen Meeres nimmt an den Segnungen des Golfstroms nicht mehr teil; Archangelsk, der Mündungshafen der Dwina, ist sechs Monate des Jahres hindurch mit Eis verbarrikadiert. Und wie weit liegt er die übrige Hälfte des Jahres von den großen Linien des Weltverkehrs entfernt! Alle Gestade des Nordmeeres dann, die von hier weiter ostwärts liegen, sind so gut wie unzugänglich. Nur schwierig, nie regelmäßig, erreichen Schiffsexpeditionen die Mündungen der großen ostsibirischen Ströme, die höchstens vier, ja nur zwei Monate eisfrei sind, und die Umfahrt um ganz Nordasien zwischen den öden Tundrenküsten und dem von Norden herandrängenden Eise des Polarmeeres ist erst vor 40 Jahren Nordenskjöld auf gefahrvoller zweijähriger Reise zum erstenmal überhaupt geglückt. Auch das Ochotzkische Meer noch, dieser Busen des Großen Ozeans, den Rußland bereits vor Peter dem Großen erreicht hatte, ist fern dem Weltverkehr, infolge kalter Polarströmungen von ewigen Nebeln umbraut und an den Küsten vom November bis oft in den Juli von Eis bedeckt. Rußlands größte Ströme, die sonst das Land wunderbar aufschließen könnten, Dwina, Petschora, Ob, Jenissei, Lena, bleiben dem Welt-

verkehr verschlossen, da sie in diese Meere führen; auch der große Oststrom Amur leidet noch darunter. Und die prachtvollste Wasserstraße des europäischen Rußlands, die Wolga, mündet in einen großen, meist von Wüsten umgebenen Binnensee; denn nichts anderes ist das Kaspische Meer.

Peter der Große selbst durchbricht deshalb den Ring, den die Schwedenmacht um die Ostsee geschmiedet hatte, erobert Reval und Riga und gründet St. Petersburg. Katharina durchbricht den Ring der Türkenmacht um das Schwarze Meer und gewinnt Odessa. Alexander entreißt in Asien dem Reich der Mandschu die Amurprovinz, um auch hier im Osten die Grenzen weiter gegen wärmere Breiten vorzuschieben, und gründet Wladiwostok. Alles bleibt ja aber doch noch wirkungslos. Auch St. Petersburg ist durchschnittlich noch immer ein Drittel des Jahres durch Eis verschlossen,[19]) und schließlich ist die Ostsee ja auch noch kein freies Meer; Dänemark und Schweden besitzen seinen Ausgang. Ebensowenig ist es das Schwarze Meer; die Türkei, nicht Rußland, hat den Schlüssel dazu. Und auch die Meeresküste des neuen Amurlandes mit Wladiwostok liegt nicht am freien Ozean, sondern an dem Japanischen Meere, vor dem Japan ähnlich Wacht ausübt, wie England vor unserer Nordsee. Das Schicksaal der russischen Flotte bei Tsuschima an der in dieses Meer hineinführenden Straße hat das ja recht gezeigt. Auch Wladiwostok ist überdies noch drei bis vier Monate unzugänglich.

So sehen wir den russischen Bären auch während der letzten Jahrzehnte noch immer hinter Kerkergittern in unbefriedigtem Begehren sich abmühen und bald hier, bald dort umhertasten, wo er sie wohl durchbrechen könne. Im höchsten Norden Skandinaviens, nach Einverleibung Finnlands, hatte sich Rußland bis ganz dicht an den Atlantischen Ozean herangearbeitet; wie mit einer langen gierigen Zunge streckt es sich dort bis auf nur 30 km an die Fjordufer hinter Tromsö vor. Hier an der skandinavischen Küste des Atlantischen Ozeans, die der Golfstrom immer offen hält, würde wohl der Zugang zu einem wirklich freien Meere gegeben sein, wenngleich auch dieser immer noch fern von den Zentren des Weltverkehrs liegt und fern von den Mittelpunkten des eigenen Lebens; aber noch hat es nicht gewagt, diesen Weg

sich zu Ende zu bahnen. Es würde nur möglich gewesen sein durch brutale Vergewaltigung Norwegens. Und hierbei würde es jedenfalls auch zugleich mit Schweden und noch mehr mit England zu tun gehabt haben, das Norwegen zu Hilfe gekommen wäre, um Rußland vom Nordatlantik fernzuhalten. Man geht wohl nicht fehl, wenn man die in Deutschland oft mit Verwunderung betrachtete Sympathie, die England gerade in Norwegen besitzt, auf das Gefühl dieses mächtigen Schutzes mit zurückführt. Vorläufig waren auch die strategischen Verbindungen, die Rußland für eine Machtentwicklung in jenen entlegenen Gegenden besaß, nicht gut genug, um dort so etwas wagen zu dürfen. Daß aber das Zarenreich diese Gedanken keineswegs auf immer von der Hand gewiesen hatte, legen die auffallenden strategischen Bahnbauten nahe, die es in den letzten Jahren vor dem Krieg in Finnland unternommen hatte.

Auch an der Südseite der Ostsee weiter gegen den Ozean vorzudringen, hatte es bis zum Kriege nicht gewagt, so peinlich und offensichtlich ungünstig für seine Volkswirtschaft es auch war, daß die Mündungen so wichtiger Ströme wie Njemen und Weichsel in den Händen einer anderen Macht waren. Diese Trauben waren zu sauer, da Deutschlands starke Militärmacht sie schützte. Überdies wäre ja schließlich auch in Hamburg oder Bremen oder Rotterdam oder selbst Antwerpen das offene Meer noch nicht erreicht gewesen. Denn wie wenig selbst die Nordsee eins ist, das hat uns dieser Krieg gezeigt.

Wir sahen Rußland dafür dann bemüht, sich in Asien weiter gegen das Meer vorzuschieben. Sowohl im fernsten Osten, wo es an der Wende des letzten Jahrhunderts Port Arthur und damit einen Hafen am Gelben Meere gewinnt. Freilich auch da immer noch in einem Binnenmeer, das nicht dauernd offen bleibt. Den ersten, wirklich dauernd schiffbaren Hafen dieser Küsten weiter im Süden, die Kiautschoubucht, die es ja bereits ins Auge gefaßt hatte und schon als seine natürliche Interessensphäre ansah, hatte ihm — Deutschland unversehens vorweggenommen! So wurde das damals in Rußland aufgefaßt und es hat das auch seinen Teil zu der steigenden Entfremdung zwischen uns und Rußland beigetragen. Wir sahen es ferner sich in Mittel- und Westasien dauernd

weiter vorschieben gegen Indien und Persien, und damit den Indischen Ozean; zur wachsenden Besorgnis Englands. Japan, durch Englands moralischen Beistand gekräftigte Macht, vernichtete 1905 Rußlands Hoffnungen im fernsten Osten und trieb es wieder von Port Arthur in die Fesseln des japanischen Binnenmeeres zurück. England vermochte das dadurch und die daran angeschlossenen inneren Unruhen erschütterte Reich diplomatisch 1907 auch zum Verzicht auf seine Pläne gegen Indien und den persischen Golf zu bringen. So wandte sich denn sein naturnotwendiger, durch die Geographie gegebener Drang zu einem warmen und freien Meere wieder nach Westen. Und hier nun auf den Ausgang des Schwarzen Meeres, Konstantinopel und die Dardanellen.

Hiermit knüpfte Rußland wieder an eines der ältesten Probleme seiner ganzen Entwicklung an. Der Wunsch, Konstantinopel zu erobern, ist beinahe so alt, wie die russische Geschichte selber. Schon die alten Waräger des neunten Jahrhunderts machten Raubzüge gegen Konstantinopel; und nachher wiederholten sich diese Züge immer wieder. Während des Krieges ist eine sehr lustige Veröffentlichung bei Albert Langen in München herausgekommen, die deutsche Übersetzung von Gustav Dorés Satire „Das heilige Rußland". Das französische Original erschien zur Zeit des Krimkrieges, wo Frankreich im Kriege mit Rußland lag, als Verbündeter der Türkei, und die Schale eines glänzenden Witzes in Wort und Bild ergießt sich über die barbarische Geschichte des später so gehätschelten Bundesgenossen. Eine Hauptrolle spielt dabei der Spott, mit dem dargestellt wird, wie von den ältesten Zeiten an ein Zar nach dem anderen mit stolzer Heeresmacht gegen Konstantinopel ausmarschiert, um alsbald arg verprügelt wieder nach Hause zu kommen. Das ist eine humoristische Übertreibung, gibt aber doch nicht übel wieder, wie sich die ewige und ewig unerfüllte Sehnsucht nach Konstantinopel als ein roter Faden durch die ganze russische Geschichte hindurchzieht.

Es spielen bei diesem Begehren noch andere als rein geographische Beweggründe mit — ich sage r e i n geographische, denn etwas von geographischer Ursache haben selbst diese. Konstantinopel ist der Ausgangspunkt der Christianisierung des europäischen Ostens gewesen, und die griechische Kirche hat dort bis zur

Gegenwart ihr geistiges Zentrum gehabt, wie die römische in Rom. Von Byzanz über das Schwarze Meer und die russischen Ströme aufwärts ist die antike und mittelalterliche Kultur nach Rußland eingewandert, wie in Westeuropa und Mitteleuropa auf den dort von der Natur vorgezeichneten Wegen von Rom. Und wie es in dem Gedanken der sich als Fortsetzung des Reichs von Rom ansehenden westeuropäischen Universalmonarchie des Mittelalters ohne weiteres lag, daß Rom selbst dazugehören müsse, so erschien es den russischen Zaren, die sich als die Erben des byzantinischen Kaisergedankens fühlten und als die berufenen Schützer des griechisch-orthodoxen Glaubens, selbstverständlich, daß ihnen Konstantinopel gehören müsse. Und nicht anders empfand und empfindet das russische Volk, dessen ganze Phantasie seit alters darauf gerichtet ist, dem uralte, schon im zehnten Jahrhundert umgehende Sagen den einstigen Besitz Konstantinopels verheißen, und dem damit die Weltherrschaft verbunden zu sein scheint. Der russische Zar machte sich nur zum Vollstrecker des stärksten Volkswunsches, wenn er nach Konstantinopel strebte.

Zweimal im vergangenen Jahrhundert hatte Rußland schon dicht vor den Toren der ersehnten Stadt gestanden, 1829 und 1878. Beidemal hatte es wieder zurückweichen müssen. Diesmal war es nun gesonnen, das nicht zu tun und den alten tausendjährigen Traum endlich zu verwirklichen. War doch inzwischen die wirtschaftliche Notwendigkeit eines freien Ausgangs aus dem Schwarzen Meere durch die rasche Entwicklung gerade des südlichen Rußland, seines Ackerbaus im Schwarzerdegebiet und seiner Industrie am Donetz und Dniepr, noch dringender geworden.

Vor dem Krieg hat man Rußland öfter darauf hingewiesen, daß es ja den Bosporus und die Dardanellen gar nicht zu haben brauche, denn seine Handelsschiffahrt sei im Frieden ja gar nicht behindert. Es ist aber das vollkommen richtige Gefühl der Völker, daß es auf den Friedenszustand nicht ankommt, sondern darauf, daß ein Zugang eben gerade im Kriege offen bleibt. Stärker als irgendwo anders hat der gegenwärtige Krieg das in Rußland bewiesen, wo eben dieser Ausgang sofort und ganz gesperrt worden ist. Das ferne Wladiwostok mit dem einzigen Zugang seiner viele Tausend von Kilometern langen einsamen Bahnlinie konnte

dafür nicht entfernt hinreichend eintreten; die Murmanbahn mußte erst gebaut werden. Rußland hat wahrscheinlich am meisten wegen dieser Abschließung und der Unmöglichkeit hinreichend westliche Kriegsmittel heranzuziehen, seinen Krieg verloren.

Rußlands Ansprüche auf Konstantinopel erschienen seinem Volk, das sich seit Katharina II. als der berufene Vorkämpfer gegen die Türkei und damit als ihren rechtmäßigen Erben überhaupt betrachtete, in den Jahren vor dem Kriege um so begründeter, als der Auflösungsprozeß der Türkei seit den jüngsten Balkankriegen anscheinend so reißende Fortschritte machte und die endgültige Liquidation dieses Reiches nahe schien. Daß den Russen dabei von Rechts wegen der Hauptteil gebühre, daß die Türkei in erster Linie russisches Ausdehnungsgebiet sei, galt als selbstverständlich. Vor allem die Hauptstadt selbst. Und der Augenblick schien nun da!

Lange war England der Hauptgegner der russischen Pläne auf Konstantinopel gewesen; es gehörte mit zu Englands politischen Grundsätzen, die Türkei zu erhalten. Im Anfang dieses Jahrhunderts hat England dann seine Stellung geändert. Nachdem Rußland seit dem japanischen Krieg minder gefährlich geworden war, als das unheimlich aufstrebende Deutschland, und auf seine Pläne gegen Indien und den Persergolf verzichtet hatte, gab England offenbar seinen Einspruch gegen die russischen Wünsche auf Konstantinopel auf. Sagte es sich doch ohnehin wahrscheinlich, daß schließlich sogar der Besitz der Dardanellen für Rußland in Wirklichkeit noch immer kein vollkommen freier Zugang zum Mittelmeer sei, wenn es ihm selbst gelang, hinreichenden Einfluß auf die Inselwelt des Ägäischen Meeres zu gewinnen. Ob England das Einverständnis mit Rußlands Besitz von Konstantinopel offiziell ausgesprochen hat, ob nicht in dem Eifer, mit dem es während des Krieges gerade selbst versucht hat, die Dardanellen zu erobern, ein Anzeichen dafür liegt, daß es diese Meerengen doch nicht so ohne weiteres dem alten Nebenbuhler überlassen wollte, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls scheint England bei Rußland vor dem Kriege unbedingt den Glauben erweckt zu haben, daß es jetzt den Weg dorthin seinerseits freigebe.

England gewann dadurch ganz von selbst den Hinzutritt Rußlands zu dem Kreis der Deutschland unbedingt feindseligen Mächte.

Denn damals war es Deutschland, das als Hauptgegner für Rußlands Hoffnungen auf Konstantinopel erschien. Deutschland erstens als Freund der Türkei und des Islams; Deutschland zweitens um seiner eigenen Interessen willen, die, wie wir noch sehen werden, immer entschiedener die Freiheit des Weges von Mitteleuropa nach Vorderasien erheischten; Deutschland endlich als mächtigster Bundesgenosse und Nackensteifer von Österreich-Ungarn, dem alten und natürlichen Gegner der Balkanpläne Rußlands überhaupt.

An den Meerengen sehen wir zwei geographische Stoßrichtungen der modernen politischen Entwicklung europäischer Großmächte sich überschneiden. Die Rußlands von Nordosten nach Südwesten durch den Bosporus zum Mittelmeer, und die der mitteleuropäischen Mächte von Nordwesten nach dem Südosten über den Bosporus hinweg nach Vorderasien.[20]) Wir werden später sehen, daß auch die letzteren Strebungen sich zu einer elementaren Gewalt von größtem Ausmaß entwickelt hatten. Eine Vereinigung beider Interessen war nicht möglich; eine von beiden Mächten bzw. Mächtegruppen mußte auf ein Lebensinteresse ersten Ranges verzichten. Es ist eines der klarsten und großartigsten Beispiele des Zusammenpralls unvereinbarer Lebensbedürfnisse von Großmächten aus geographischen Gründen.

Wie stark Rußland diese Verbarrikadierung des Schwarzen Meeres empfand, und wie sehr sich dies Gefühl neuerdings gerade gegen Deutschland wandte, geht aus verschiedenen russischen Veröffentlichungen vor dem Kriege deutlich hervor. Besonders interessant ist der offene Brief, den Prof. Mitrofanoff noch im Sommer 1914, kurz vor dem Kriege, an Prof. Hans Delbrück geschrieben hat. Er ist abgedruckt im Juni 1914 in den Preußischen Jahrbüchern und kennzeichnet das Problem, von dem wir reden, mit einer erstaunlichen Offenheit. „Überall", heißt es darin, „auf jedem Schritt und Tritt, in der ganzen Levante, stößt und stieß Rußland bei der Lösung seiner vitalsten Aufgabe — der orientalischen — auf den Widerstand der Deutschen. Es ist dem Russen jetzt klar geworden: wenn alles so bleibt, wie es ist, geht der

Weg nach Konstantinopel über **Berlin**. Wien ist eigentlich eine sekundäre Frage." [21])

Genau dasselbe klingt wieder in der Unterredung, die der russische Bankdirektor Davydoff am 26. Juni 1914 mit Dr. **Helfferich** gehabt hat. Auch dieser Russe, der in großer Sorge nach Berlin kommt, um den von der russischen Kriegspartei gewollten Krieg zu verhindern, sagt, in Rußland bestehe die größte Mißstimmung gegen Deutschland, man schreibe Österreichs Aktion gegen Serbien nur der Haltung Deutschlands zu. Diese letztere bedeute nur ein Glied in einer Kette unfreundlicher Handlungen Deutschlands gegen Rußland.[22])

Wir erkennen also, daß der räumliche Drang Rußlands nach dem Süden, insbesondere nach Konstantinopel und dem Ausgang in das Mittelmeer, und der Widerstand der Mittelmächte dagegen, als deren Führer Deutschland erschien, ein außerordentlich starker, zum Kriege treibender, weil ohne einen solchen nicht zu behebender Grund gewesen ist. —

Aber nicht nur der Wunsch nach Konstantinopel und der Meeresstraße allein führte Rußland zu einem Gegensatz gegen die Mittelmächte auf der Balkanhalbinsel, sondern noch ein anderer großer politischer Gedanke, der jünger ist als dieser und nicht so klar in seinen Zielen zu umschreiben; übrigens letzten Endes mit ihm nahe verknüpft, da einer den anderen fördern mußte. Das ist **Rußlands panslavistische Mission**.

Rußland fühlte sich als natürliches Haupt aller Slawen der Welt und leitete daraus die Verpflichtung ab, für das Wohlergehen der kleineren, nicht zu seinem Reiche gehörigen Slawenvölker einzutreten. Idealistische Motive mischten sich hier mit realen, denen auch ein kühl rechnender Politiker nachgehen konnte; denn letzten Endes kam die Besserung der Lage der von Rußland geschützten Slawenvölker auch seiner eigenen Machtstellung wieder zugute. Und in erster Linie seiner Macht gegenüber Österreich und der Türkei, die ihm seinen Weg nach Südwesten und Süden verlegen wollten.

Es handelt sich hier wieder um eine Erscheinung, die nicht rein geographisch ist, aber doch in hohem Grade geographische Formen annimmt.

Die Frage nach dem Verhältnis von Staat und Nationalität und bis zu welchem Grade sie sich decken, ist, wie das Aufkommen des Nationalismus selbst (vgl. S. 28), ziemlich jungen Datums. Nicht ohne ein gewisses Recht weisen z. B. die Franzosen darauf hin, daß zur Zeit, als Elsaß-Lothringen vom alten deutschen Reiche losgerissen wurde, aus den heutigen Nationalitätsgründen noch niemand Einspruch dagegen erhob. Mächtig geworden ist das Bedürfnis des Zusammenfalls von Nation und Staat erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit der Entwicklung des „Nationalismus" überhaupt. Deshalb war vor dem Kriege die durch tausendjährige Geschichte gewordene politisch-geographische Karte Europas doch nur erst in sehr unvollkommenem Grade in Übereinstimmung mit der Völkerkarte Europas. Aber diese nationalen Tendenzen waren bereits sehr stark und wurden immer stärker. Sie kennzeichneten sich darin, daß jede Nation, die sich als solche fühlte, einen eigenen Staat haben, oder wenn das für einen großen Teil von ihr schon der Fall war, dann alle Volksgenossen, die noch einem anderen Staat angehörten, mit umschließen wollte.

Ganz besonders traten, wenn wir von der italienischen Irredenta hier zunächst einmal absehen, diese Bestrebungen auf der Balkanhalbinsel und im Bereich Österreich-Ungarns hervor. Auf der Balkanhalbinsel waren die dort durcheinandergewürfelten Nationalitäten bis vor kurzem unterdrückte Teile des Türkenreiches gewesen; Bestandteile eines Staates, dessen politische Karte mit der ethnographischen ganz und gar nicht zusammengestimmt hatte. Rußland hatte diese Völker von der Türkenherrschaft befreit, aber dabei bisher nichts weniger als eine Übereinstimmung dieser beiden Karten zustande gebracht. Die Bulgaren sahen einen Teil ihres Volkes, in der Dobrudscha, noch in der Gewalt eines rumänischen Staates; einen anderen, in Makedonien, in der des serbischen. Die Rumänen wiederum sahen bedeutende Mengen ihrer Volksgenossen unter der Herrschaft Österreich-Ungarns. Dasselbe erblickten die Serben in österreichisch Bosnien, Kroatien und Slawonien. Österreich-Ungarn war derjenige Staat, wo sich Staatsbegriff und Nationalitätsbegriff am allerwenigsten deckten. Außer den genannten serbischen Slawen

umschloß er auch noch, und zwar ganz, die Tschechen und Slowaken, die ebenfalls nach Selbständigkeit strebten. Rußland selber war ja freilich nichts weniger als ein völkisch einheitlicher Staat;[23] es vergewaltigte vielmehr bekanntlich, gerade in den letzten Jahren mehr als je, die nichtrussischen Völker seines Bereiches durch eine rücksichtslose Russifizierung, die für verschiedene von ihnen entschieden einen kulturellen Rückschritt in sich schloß. Aber es nahm sich, um der angedeuteten Gründe willen, der Interessen der nicht zu ihm gehörigen Slawen an.

Und zwar wandte es sein Wohlwollen ganz besonders Serbien zu.

Serbien hatte vor dem Kriege drei Wünsche, die territorial, also ausgesprochen geographisch, waren: 1. Es wollte das in den Balkankriegen gewonnene, größtenteils von Bulgaren bewohnte Makedonien behalten. 2. Es wollte die seit alters zu Österreich gehörigen Gebiete seiner Volksgenossen von Kroatien und Slawonien sich angliedern. 3. Es wollte auch seinerseits einen Zugang zum Meere erringen. Die Hoffnung, daß endlich die Zeit für ein Großserbien mit bedeutender Zukunft gekommen sei, rief auch bei ihm das leidenschaftliche Bedürfnis eines Zugangs zum Meere hervor, das jeder aufblühende Staat empfindet. Am liebsten zum adriatischen unter Einverleibung der Slawen Bosniens und der dalmatinischen Küsten. Wir wissen, wie sehr Rußland unter der Hand diese Bestrebungen Serbiens begünstigte. Wir wissen aber auch, welch große Gefahren das für Österreich-Ungarn in sich schloß. Denn nur durch Zertrümmerung dieses alten Staates konnten ja Serbiens Ideale sich erfüllen. Die serbische Frage war das Kernproblem der österreichischen Politik der letzten Jahre. Wir wissen, welch ein Mittel dem Thronfolger Franz Ferdinand vorgeschwebt zu haben scheint, um dem drohenden Abfall der Südslawen Österreich-Ungarns zu dem stammverwandten Serbenreich zu begegnen. Wie er aller Wahrscheinlichkeit nach den Plan hatte, den österreichisch-ungarischen Staat, statt wie bisher auf die dualistische Macht der Deutschen und Magyaren darin, auf eine trialistische zu stellen, indem er die Slawen des Reiches, Kroaten und Slawonier sowohl wie Tschechen und Slowaken, staatlich zusamengefaßt, zu gleich-

berechtigten Teilhabern der Macht erhob und damit das Bedürfnis der Slawen nach Loslösung vom Hause Habsburg beseitigte. Wie aussichtsreich das gewesen sein muß, wie sehr vor allem die nichtösterreichischen Serben darin ein Hindernis ihrer großserbischen Ideen fürchteten, ersehen wir aus dem politischen Mord, den sie an ihm verübten.

Nun flammten die serbischen Wünsche aufs neue empor, während andererseits der Bestand des österreichischen Staates aufs schwerste bedroht schien, wenn den serbischen Bestrebungen nicht ein für allemal ein Riegel vorgeschoben wurde.

Hier haben wir eine weitere bedeutende Ursache des Weltkriegs vor Augen; auch sie, wie man sieht, zu großem Teil geographischer Natur.

Ein geographischer Gegensatz zwischen Österreich und Serbien ist aber noch weiter zu begründen. Wie Österreich sich dem Zugang Serbiens zur Adria widersetzte, so verbaute Serbien umgekehrt Österreich den Weg über Novibazar und das Wardartal nach Saloniki, in dem Österreich, das ebenfalls schwer unter seiner geringen Verbindung mit dem Meere leidende, eine naturgegebene Bahn künftiger Machtentwicklung ansehen mußte. Auch wenn es — ein Zeichen seines Schwächezustandes — dies Projekt in jüngster Zeit nicht mehr ernstlich zu verfolgen schien. Auch hier ein friedlich nicht lösbares Raumproblem!

Ebenso aber wie Rußland der natürliche Schutzherr Serbiens in dieser Stellung gegen Österreich war, ebenso war Deutschland der natürliche Bundesgenosse Österreichs gegen die serbischen Ansprüche; da ja Deutschland nur im Bunde mit einem starken und auf dem Balkan ausschlaggebenden Österreich seine eigenen nach Vorderasien zielenden Pläne durchführen konnte, und weil überhaupt das internationale Ansehen seines Bundesgenossen für seine eigene Sicherheit wichtig war. Daher war es Deutschland, das Österreichs Haltung gegenüber Serbien in seinem Konflikt unterstützte und den Wunsch hatte, Österreich möge mit dieser Gefahr aufräumen. So wurde auch das serbische Problem außer aus einem serbisch-österreichischen auch zugleich wieder ein russisch-deutsches.

Frankreich

Die zweite Großmacht, mit der wir in Krieg kamen, war Frankreich. Die gesamte öffentliche Meinung in Frankreich war vom ersten Tage an davon überzeugt und ist es heute mehr als je, daß wir es überfallen hätten; während unser Volk ebenso gewiß war, daß Frankreichs Machenschaften mit Rußland den Krieg mit ihm unvermeidlich gemacht haben.[24])

Wie steht es mit den geographischen Grundlagen dieser beiderseitigen Anschauungen?

Der Faktor der G r ö ß e als Begünstigung einer Kriegsbereitschaft (vgl. S. 32) fällt hier, was das europäische Frankreich betrifft, weg. Es ist fast genau so groß wie Deutschland, 536 000 gegen 541 000 qkm. Vielleicht aber kann man sagen, wie wir noch sehen werden, daß der territoriale Umfang des großartigen Kolonialreiches, das es sich in den letzten Jahrzehnten geschaffen hatte, und das das deutsche um das Vielfache übertraf,[25]) mit einer ebenso starken relativen Überlegenheit der Bevölkerungsziffer, etwa 46 Millionen gegen 12 Millionen, und mit Ländern großenteil viel höheren Kulturstandes, ihm auch neuerdings ein größeres Selbstbewußtsein, als unmittelbar nach 1871, und damit eine leichtere Zugänglichkeit für den Kriegsgedanken gegeben habe. Eine Steigerung des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens war, wie wir noch sehen werden, jedenfalls da.

Außerordentlich günstig ist die geographische Gestaltung des französischen Erdraums. Das Land ist anmutig und fruchtbar. Ein ungewöhnlich glückliches Klima trägt mit dazu bei, seine Vorzüge zu entwickeln. Unzweifelhaft hat das dazu beigetragen, bei dem französischen Volke eine alte und große Heimatliebe hervorzurufen, und hat die Herausbildung eines gesunden und kräftigen, ungemein kampftüchtigen Bauernstammes gefördert. Wir haben die letztere Tatsache, die vielen Deutschen unbekannt war, im Kriege selbst kennen gelernt. Vorteilhaft ist die regelmäßige Gestalt und leichte innere Zugänglichkeit des Landes gewesen für die Entstehung einer im hohen Grade einheitlichen Nation. Die guten natürlichen Grenzen haben auch das Ihre dazu beigetragen. Sie sind scharf und klar bestimmt gegen Spanien durch die Pyrenäen, gegen Italien durch die Alpen, gegen England

durch das Meer. Nur gegen Norden und Nordosten fehlt eine natürliche Grenze. Hier ist deshalb, wenn wir von den französisch sprechenden Schweizern absehen, der Zusammenfall der Sprachgrenze mit der politischen am unvollkommensten. Ein wenig griff, im französischen Flandern, in der Gegend von Lille bis Dünkirchen, das Germanische in der Gestalt des Flämischen noch heute über die französische Grenze; anderswo, im wallonischen Belgien und in den französisch redenden Teilen Deutsch-Lothringens, blieb die Grenzlinie hinter der Ausdehnung der französischen Sprache zurück. Innerhalb dieses Gebietes war die Bevölkerung in seltenem Maße national gesonnen. Und sie fühlte sich stolz als Teilhaber einer alten und glanzvollen Geschichte. Selbst auf die fremdsprachigen Teile darin, wie die Bretagner, die Basken, die Italiener, auch die Flamen, wirkte dieses starke Nationalgefühl und ließ sie darin mit einklingen.

Frankreichs Zugang zum Meere ist reich und frei. Es hat nie unter einem kontinentalen Gefängnisdruck gelitten wie Rußland oder Österreich. Es steht darin sogar auch viel besser da als wir. Es hat bequemen Zugang sowohl zu der mittelmeerischen wie der atlantischen Welt und konnte seine Kultur stets durch die Beziehungen zu beiden bereichern.

Gegen Spanien und gegen Italien gaben ihm seine Gebirgsgrenzen Sicherheit und ungestörte Entwickelung. Nicht so günstig war die Nähe des englischen Gegengestades. Zwei an einem verhältnismäßig engen Meeresteil einander gegenüberliegende kräftige Mächte sind immer natürliche Gegner; jede Macht sucht auf dem Gegengestade ihres Landes Einfluß auszuüben. Wir sehen denn auch, wie zuerst französische Normannen England erobern und wie später England auf französischem Boden festen Fuß faßt. Jahrhundertelange blutige Kämpfe auf Frankreichs Erde sind die Folge davon, die das Land furchtbar verwüstet haben. Und dieser Gegensatz zwischen England und Frankreich, der zur Zeit Napoleons der bestimmendste der ganzen europäischen Politik war, bleibt wirksam bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein. Noch in dem Faschoda-Zusammenstoß mit England, der Frankreichs Traum auf ein großes nordafrikanisches Kolonialreich vom Nil bis zum Senegal zerstört und endgültig

Ägypten und den durch Frankreichs Genie ins Leben gerufenen Suezkanal in Englands Hände bringt, flammt er in Frankreich aufs schmerzlichste und demütigendste auf.

Aber so groß und alt dieser Gegensatz war, er wurde gerade wie der ähnlich elementare zwischen England und Rußland, in den letzten Jahren überwunden durch den noch stärker gewordenen Gegensatz gegen eine dritte Macht: gegen uns.

Auch der Gegensatz Frankreichs gegen Deutschland hat geographische Gründe. Es ist die enge Nachbarschaft zweier kriegerischer Völker bei dem fast völligen Fehlen einer auseinanderhaltenden Grenze. Nahezu zwei Jahrtausende hindurch können wir das Hin- und Herwogen des Kampfes zwischen den beiden Nachbarvölkern auf dem blutgetränkten Grenzgürtel beider verfolgen. Für diejenigen, die draußen an der Westfront den geschichtlichen Erinnerungen der Orte nachgingen, die wir betraten, war es oft erschütternd, immer wieder zu sehen, daß wir auf alten französisch-deutschen Schlachtfeldern wandelten, und daß scheinbar in alle Ewigkeit hier durch die Natur selbst Feindschaft zwischen zwei großen, in ihrer Kultur und in ihren Verdiensten um das Menschengeschlecht so wenig verschiedenen Völkern gesetzt ist. Achtundzwanzig Angriffe hat Frankreich seit dem 16. Jahrhundert gegen uns geführt.[26]) Dreimal im Lauf von hundert Jahren seit 1814 haben wir Paris erobert, und es schien 1914 nahe daran, daß wir es zum vierten Male einnahmen.

Überschauen wir diese Entwicklung als Ganzes, so erkennen wir, daß nicht Deutschland, sondern Frankreich seit seiner Konsolidierung im sechzehnten Jahrhundert seine politische Grenze gegen das deutsche Reich beständig vorgeschoben hat. Den Drang nach räumlicher Ausdehnung sehen wir bei Frankreich ganz besonders gegen Osten und Nordosten gerichtet, wo die natürlichen Grenzen fehlen, und sehen ihn auf Kosten des deutschen Reiches, sich vollziehen. Die Bistümer Metz, Toul und Verdun, das Artois, das übrige Lothringen, der Sundgau, Straßburg und der Rest des Elsasses, das Gebiet von Cambrai und St. Omer, die Gegend von Valenciennes und Lille, eines nach dem anderen wird vom Körper des Reiches losgerissen und mit dem französischen Königstum vereinigt. Unter Napoleon I. erfolgt sogar ein Übergreifen größter

Stils nach Deutschland, das allerdings nicht Dauer hat. Was es aber vor dieser Epoche besaß, bleibt in seinem Besitz bis 1871, wo zum ersten Mal seit Jahrhunderten ein Rückschlag für Frankreichs Ausdehnungsprozeß eintritt und Deutschland Elsaß und Lothringen zurückgewinnt.

Diesen Rückschlag hat Frankreich nie innerlich überwunden, er erschien ihm direkt wider die Natur und schuf sein Revanchebedürfnis. Jene Seelenstimmung des ganzen französischen Volkes, in der wir unbedingt eine der bedeutendsten Ursachen des Weltkriegs erblicken müssen.

In der Revancheidee Frankreichs liegen zwei miteinander vermählte Gedanken.

Einmal ein realistischer: der an den einfachen tatsächlichen Verlust an Raum und Volkszahl. Das Reichsland, das 1871 von Frankreich abgetrennt wurde, hatte 14 500 qkm Fläche, d. h. ein Achtunddreißigstel des ganzen damaligen Landes, und hatte 1871 anderthalb Millionen Einwohner (1910: 1 874 000), d. h. etwa ein Sechsundzwanzigstel der gesamten Bevölkerung. Das war ein harter Verlust, bedeutete unmittelbar eine erhebliche Einbuße an Vermögen und Macht. Und dieser Verlust ging nicht einmal in Rauch auf, sondern wuchs dem gefährlichsten der Nachbarn zu, an den man, von dem kurzen Stück des Vogesenkammes abgesehen, ohne schützende Naturscheide angrenzte. Das Kräfteverhältnis der beiden Gegner wurde also in Wahrheit um das Doppelte des Verlustes zuungunsten Frankreichs verschoben, um 31 000 qkm Fläche und drei Millionen Menschen. Schon den Verlust des siebziger Krieges schrieb Frankreich der Zahlenüberlegenheit des deutschen Volkes und Heeres zu. Die dann folgende Entwicklung sorgte dafür, daß dieser Gedanke nicht nur lebendig blieb, sondern immer ernster wurde. Denn während die Bevölkerung Frankreichs sich nur äußerst langsam vermehrte, nahm das Wachstum der Deutschen geradezu beängstigende Verhältnisse an. Während Deutschland 1871 nur 41 Millionen Köpfe zählte, ergaben die Volkszählungen von 1880, 1890, 1900 und 1910 die immer stärker wachsenden Ziffern von 45, 49, 56 und 65 Millionen. Vor dem Kriege 1914 war die Zahl schon auf nahezu 68 Millionen gestiegen. Das ergab eine so ungeheure Überlegenheit über Frankreich, daß diesem eine

Verteidigung aus eigener Kraft längst unmöglich geworden war. Die Zunahme seiner kolonialen Bevölkerung konnte doch nur in geringem Maße als Abhilfe dafür angesehen werden. Nur das dem französischen Volksempfinden im Grunde doch seelenfremde Bündnis mit dem absolutistischen und barbarischen Rußland vermochte eine gesicherte Existenz zu verbürgen. Und dies Bündnis kostete immer neue Milliarden des französischen Volksvermögens in Anleihen und legte außerdem noch große Militärlasten auf. Denn Rußland forderte gebieterisch die Unterhaltung eines großen französischen Kriegsheeres. Das Bevölkerungsverhältnis war bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts so, daß Deutschland ungefähr in einem Monat soviel neue Wehrfähige gewann, wie Frankreich in einem Jahr.[27]) Wie furchtbar dieser Albdruck auf Frankreich lastete, erhellt daraus, daß es sich entschloß, die dreijährige Dienstzeit wieder einzuführen, um einigermaßen einen Ausgleich zu schaffen.

Der zweite Gedanke der Revanche ist ein idealistischer: der der Vergeltung. Ich habe hier nicht zu richten, sondern nur festzustellen; und für die Wirkung, um die es sich handelt, ist es ja auch ganz gleich, ob Frankreich damit im Recht war oder nicht, wenn es den Krieg von 1870 als einen von Bismarck mit teuflischem Geschick entfesselten, von den Deutschen mit großer Brutalität geführten und die Wegnahme von Elsaß-Lothringen als einen schändlichen Raub ansah, einzig gestützt auf die rohe Ausnutzung des Sieges. Daß es aber diese Auffassung hatte, und in so gut wie einstimmiger Überzeugung, ist gar keine Frage. Wir in Deutschland haben das oft gar nicht verstanden. Es schien uns so selbstverständlich, daß w i r im Recht waren, weil wir von Jugend auf durch Schule und Literatur immer darauf hingewiesen wurden, daß die Länder vor mehreren Jahrhunderten zum alten deutschen Reiche gehört hatten, und weil die Bewohner größtenteils deutsch sprachen. Erst heute, wo wir Posen verlieren, fangen wir an zu verstehen, was es bedeutet, von einem allmächtigen Sieger sich ein solches Stück seines Staatsgebietes abreißen zu lassen, wenn auch seine Bevölkerung größtenteils eine andere Sprache spricht. Und dabei besitzen wir Posen erst seit 1795, also kaum mehr als 100 Jahre, und die Bewohner Posens wollen selbst von uns weg; die von uns genommenen Gebiete Elsaß-Lothringens

waren zu einem großen Teil schon mehrere hundert Jahre französisch, und die Bewohner wollten selbst nicht weg von Frankreich. Und wenn wir hinweisen auf die große Kulturarbeit, die Deutschland in der Zeit seines Besitzes in Posen geleistet hat, so hatten die Franzosen ein ganz ähnliches Gefühl, indem sie der Überzeugung waren, daß Elsaß-Lothringen an den Segnungen der französischen politischen und Geistesfreiheit Anteil erhalten hatte, die Frankreich seit der französischen Revolution besaß, während Deutschland — nach ihrer Ansicht — in autokratischer Rückständigkeit schmachtete. Das ergab für das Gefühl der Franzosen einen mindestens so gerechten Besitzanspruch, wie wir ihn heute bezüglich Posens fühlen.

Ich verweile hierbei solange, um die ganz außerordentliche Stärke des Gegnerschaftsgefühls zu erklären, das Frankreich uns gegenüber beseelt hat, und dem gegenüber alles Liebeswerben umsonst war. Bei jeder irgendwie gegen uns gerichteten Koalition war auf Frankreichs Anschluß immer zu zählen; bei jedem Kriege, der gegen uns mit einiger Aussicht auf Erfolg entstand, war Frankreichs Teilnahme gegen uns gewiß. Das hat niemand klarer vor Augen geschwebt als Bismarck; er bringt es noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen" wiederholt zum Ausdruck. Auch der Hinweis auf das politische Unfruchtbare eines solchen Grollens verfing bei den Franzosen nicht. Denn sie sind ein Volk, das sich nicht allein kühl durch seinen Vorteil leiten läßt, sondern in hohem Grade den Leidenschaften zugänglich ist und in deren Befriedigung eine ebensolche Quelle des Glückes findet, wie in der Erreichung materieller Vorteile. Viel stärker als, leider, bei uns hat der Franzose ein leidenschaftliches Nationalgefühl, das durch den Verlust eines Teiles seines überaus geliebten Bodens, der *douce France*, von der schon seine ältesten Dichtungen[28]) mit Zärtlichkeit singen, weit über den bloßen Vorteil hinaus verwundet wurde. Ich sprach während dieses Krieges im besetzten Frankreich wiederholt mit verständigen und ruhigen Franzosen, die damals unseren Sieg für möglich hielten und damit einverstanden waren, um dem Morden ein Ende zu machen, daß Frankreich den Frieden eines Besiegten schloß. Die sagten regelmäßig: „Verlangt von uns Geld, soviel wie ihr wollt; wir werden es bezahlen. Verlangt aber nicht noch

einmal Land von uns; das können wir nicht; das kann kein Franzose." Und diesen ihm 1871 entrissenen Landes- und Volksteil glaubte es überdies in einer barbarischen Unterdrückung leben zu sehen. So kam das stark Gefühlsmäßige zustande, das Frankreichs Gedanke an Elsaß-Lothringen immer erfüllt hat.

Gesteigert wurde dies Empfinden durch die Einbuße von Gloire, die Frankreich durch uns erlitten hatte. Sicher ist, daß das Bestreben nach Ruhm allezeit in der französischen Geschichte eine große Rolle gespielt hat und immer ein Hauptantrieb zu seinen politischen Haltungen und Handlungen gewesen ist. Man mag das für eine hohle Eitelkeit erklären oder ein heroisches, über den kalten Nützlichkeitssinn hinausgehendes Gefühl für Volksgröße darin sehen, gleichviel, das Gefühl ist da und von großer Bedeutung in Frankreich. Dies Gefühl war nun aber nicht nur durch den Krieg 1870/71 einmal verletzt worden, sondern wurde es unaufhörlich durch unser Wachstum an Macht und Glanz. Die geographische Nachbarstellung verschärfte das; Frankreich trat als Großmacht neben uns immer mehr in den Schatten. Und man kann sich vorstellen, wie es auf ein Volk wirkte, das die Erinnerungen an Ludwig XIV. und Napoleon bewahrte und an die Jämmerlichkeit der deutschen Rheinbundzeit, wenn wir, sobald es sich vergaß, den kalten Wasserstrahl herübersendeten, und es dann zähneknirschend zurückweichen mußte. Alle Jahrhunderte hindurch, seit Frankreichs Nationalmacht geformt war, ist es oberster Grundsatz der französischen Politik gewesen, den deutschen Nachbar nicht groß werden zu lassen. Immer ist Frankreich der natürliche Gegner von Deutschlands Emporkommen gewesen, der Gegner Karls V. im Reformationsjahrhundert, der Gegner Habsburgs im Dreißigjährigen Kriege, der Gegner des sich zur Großmacht durchringenden Preußens zur Zeit Friedrichs des Großen, der Gegner der deutschen Einheitsbestrebungen vor 1870. Nie ist es Napoleon III. als Politiker verziehen worden, daß er das letztere nicht rechtzeitig verhindern konnte. Dazu durfte es nach französischer elementarster Politik niemals kommen.

So erkennen wir, wie der tödlichste Antagonismus zwischen Frankreich und Deutschland, so gefühlsmäßig er auch in Erschei-

nung tritt, doch wesentlich mit beruht auf den geographischen Gründen der Nachbarschaft, der Grenzverhältnisse und der Verhältnisse von Raum und Zahl.

Wir verkennen nicht, daß eine Zeitlang der Revanchegedanke in Frankreich an Stärke verloren hatte. Es war ein Ohnmachtsgefühl, das den alten Stolz der Nation zuletzt mürbe zu machen schien. Ein Ruhebedürfnis der — anscheinend alternden — Nation machte sich geltend; sie schien geneigt, um des lieben Friedens willen sich in den Verlust Elsaß-Lothringens zu schicken und mit der Rolle einer nebensächlichen Macht im Rat der Völker zu begnügen. Ich weiß nicht, ob man vom Standpunkt nationaler Ehre die Männer durchaus verdammen darf, die in Frankreich versucht haben, diesem Verzicht entgegenzuarbeiten. Wieder zu heben begann sich das Selbstgefühl des Volkes, als durch das Bündnis mit Rußland, das den verhaßten Gegner in der bedenklichsten Form, die es politisch geben kann, in die Mitte nahm, die Lage uns gegenüber wieder etwas gebessert wurde. Noch weiter hob sie sich, je mehr diese so schwer zu Boden geworfene Nation es fertigbrachte, ein Kolonialreich von hohem Glanz zu schaffen. In der Gründung dieses Kolonialreiches, das sie wirtschaftlich eigentlich gar nicht brauchte, sehen wir aufs deutlichste den französischen Gloiredrang als treibendes Motiv. Und das Volk fühlte, wie es durch diese Leistung in der Welt wieder bewundert zu werden begann. Außerdem gewann es in diesen Kolonien einen doch immerhin nicht unwesentlichen Betrag an Soldaten. Als dann endlich durch die Entente cordiale und das Marokko-Abkommen, das gleichzeitig den Haß gegen Deutschland steigerte, das Erstaunliche und Unerwartete eintrat, daß der Jahrhunderte alte Gegensatz zu England aufhörte, ja sogar die Wahrscheinlichkeit am Horizont sich zeigte, daß auch England für einen Kampf gegen Deutschland zu haben sein würde, da schnellte der Revanchedurst plötzlich mit einer neuen Kraft im Volke empor und ergriff die gesamte Jugend mit unwiderstehlicher Gewalt. Jetzt, im Besitz dieser Rückendeckungen, und nach Einführung der dreijährigen Dienstzeit und Schaffung einer erheblichen Kolonialarmee, fühlte sich Frankreich nicht mehr Deutschland unterlegen. Im Gegenteil, aus militärischen Kreisen konnte man höchst übermütige Rufe hören. Wir dürfen annehmen, daß

maßgebende Staatsmänner in Frankreich die Stunde der Revanche und des Wiedergewinnes von Elsaß-Lothringen tatsächlich kommen sahen und ihr Land bereit machten für diese Stunde. Ob sie sie schon im Sommer 1914 wirklich für gekommen hielten, oder ob sie geneigt waren, die Entscheidung bis zu einem noch günstigeren Zeitpunkte hinauszuschieben — z. B. bis vielleicht Rußlands Kriegsrüstung noch weiter vervollkommnet war, an der es, wie Frankreich wußte, fieberhaft arbeitete —, das vermag ich nicht zu entscheiden. Es ist möglich, daß Frankreich den Krieg in dem genauen Zeitpunkt, wo er losbrach, nicht gewollt hat — bei der Majorität des französischen Volkes erscheint das sogar gewiß; aber sicher ist, daß führende Politiker Frankreichs ihn ersehnt, erhofft und für den geeigneten Augenblick herbeizuführen gesucht haben.

Auch hier spreche ich also nicht von der Geschichte der letzten Juliwochen und dem kurzen diplomatischen Spiel des Kriegsausbruches, sondern von dem viel wichtigeren und viel längeren Heranreifen der Spannungen, die durch den Krieg ihre Lösung finden sollten. Wie weit auch sie geographischer Natur waren, haben wir auch im Falle Frankreich gesehen.

Belgien

Ein kurzes Wort nur über Belgien, den dritten Staat, mit dem wir gleich in den ersten Tagen in Krieg gerieten.

Belgien haben wir selbst mit Krieg überzogen, ohne daß eigentliche politische Spannungen zwischen ihm und uns vorher vorlagen. Außer etwa, daß wir die Überzeugung besaßen, es würde Aufmarschgebiet unserer Gegner werden, wenn wir dem nicht zuvorkämen. Unser Krieg mit Belgien hat ganz besonders klar und deutlich eine geographische Ursache einfachster Art. Die, daß es eben zwischen uns und Frankreich lag an einer Stelle, wo wir dem Urteil unserer Militärs nach Frankreich angreifen mußten, wenn wir hoffen wollten, den Krieg zu gewinnen. Ausdehnungsabsichten gegenüber Belgien hatten wir zu Anfang nicht. Sie sind erst im Lauf des Krieges hervorgetreten; nicht vom ganzen Volke, aber doch von verschiedenen Parteien und Interessengruppen verfochten. Sie wurden dann vielfach mit geographischen Gründen belegt. So die Vorschiebung der Grenze bis Lüttich mit der Vertei-

digungskraft der Maaslinie; die Besetzung des Kempenlandes mit den neugefundenen Kohlenschätzen; das Behalten Antwerpens mit seiner Verkehrsbedeutung für Westdeutschland; die Angliederung des Flamenlandes mit der räumlichen Ausbreitung der germanischen Rasse; die der flandrischen Küste mit der Ausdehnung unserer Meeresküste und Gewinnung eines wirksamen Gegengestades gegenüber England. Vor dem kriegerischen Einfall und auch noch einmal bei unserem zweiten Verständigungsangebot versprachen wir Belgien für das Durchzugsrecht volle Wiederherstellung; und ich bin überzeugt, daß unsere Regierung und die Mehrheit unseres Volkes dieses Versprechen auch eingelöst hätten.

England

Unser vierter Gegner war derjenige, in dem das allgemeine Volksempfinden bei uns unseren gefährlichsten Feind erblickte, und den eigentlichen Drahtzieher des ganzen Spiels der Gegner, England. Oder besser ausgedrückt, das britische Weltreich. Denn mit diesem ganzen Reiche haben wir es — was früher nicht immer für selbstverständlich gehalten worden ist — von vornherein und bis zuletzt zu tun gehabt.

Mit dem britischen Weltreich trat am vierten Kriegstage offen zu unseren Gegnern, das nach Raum und Volkszahl weitaus gewaltigste Reich der Erde, die ungeheuerste Staatsschöpfung, die die Welt bisher gesehen hat. Mit 33,4 Millionen Quadratkilometern Landfläche übertraf es noch das russische Reich um ein volles Drittel. Der ganze Kontinent Australien war nichts als einer seiner Teile. Und zu dem Raumbegriff gerade dieses Reiches müßte man eigentlich noch die Flächen der Weltmeere hinzudenken. Gerade der Krieg hat bewiesen, in wie hohem, beinahe vollkommenem Grade England sie beherrschte, und was diese Beherrschung als Kraftquelle zu bedeuten gehabt hat.

Allerdings kommt der ungeheuere Landraum des britischen Reiches, ebenso wie bei Rußland, mit dadurch zustande, daß unbrauchbare Polar- und Wüstengebiete dazu gehören. Allein auf der anderen Seite doch auch gerade viele Gebiete von höchstem Wert. Ich nenne nur Indien. Das drückt sich in der Bevölkerungsziffer aus. Mit ungefähr 440 Millionen Menschen überragte es das

auch hier ihm nächstkommende Rußland um mehr als das Doppelte, und vereinigte in seinem Machtbezirk den vierten Teil der gesamten Menschheit.

Diese bloßen geographischen Ziffern sind, ganz wie wir es schon bei Betrachtung Rußlands andeuteten, bereits an sich nicht bedeutungslos. Das ungeheure Kraftbewußtsein, das sie verleihen, läßt einem Volke die eigenen Ansprüche in einem ganz anderen Lichte erscheinen, ihre Verwirklichung viel mehr im Bereiche des Möglichen und Widerstände einer kleineren Macht dagegen als unberechtigt und unnatürlich.

Vermehrt wird gerade bei den Engländern das Gewicht dieses Umstandes durch die Tatsache, daß sie ein Volk von ausgeprägtestem Herrenwillen sind und mit unleugbaren angeborenen Herrentalenten ausgestattet, wie wir es im Altertum etwa bei den Römern erkennen. Und es gesellt sich dazu gerade bei ihnen in ausgesprochenstem Maße die Überzeugung, daß es ein Segen für die Welt sei, wenn sie von den Engländern in Ordnung gehalten werde. Die während des Krieges so oft hervorgetretene Erscheinung, daß die Engländer die gleichen Handlungsweisen als moralisch gut hinstellten, wenn sie der englischen Sache dienten, die sie als unsittlich verdammten, wenn sie ihnen schadeten, ist durchaus nicht immer in dem Maße eine bewußte Heuchelei gewesen, wie es bei uns empfunden wurde, sondern sie entsprang großenteils ganz echt der tiefgewurzelten Vorstellung, daß Englands Weltherrschaft eine gottgewollte Sache sei. Diese Berührung von über das Geographische hinausgehenden Imponderabilien ist berechtigt, da sie letzten Endes doch mit der geographischen Entwicklung zusammenhängen.

Derart sichtliche Kolossalitäten an Maß und Zahl, und altgewohntes Herrenauftreten — in einer geschickten, meist nicht verletzenden Form — beeinflussen auch die Umwelt. Sie schaffen Gefügigkeit und werben schon allein Bundesgenossen. Zahlreiche Kriegserklärungen gegen uns in diesem Weltkrieg sind wesentlich mit darauf zurückzuführen.

Als auch England auf die Seite unserer Feinde trat, da ging es wie ein Schauer durch den Teil der Erdoberfläche, der dem furchtbaren Schauspiel zunächst noch unbeteiligt zusah. So wie man in einem Drama jemand dem Untergange zuschreiten sieht, den die Göt-

ter gerichtet haben. Und niemand wagte uns beizustehen — außer dem uns von vornherein auf Gedeih und Verderb verbundenen Österreich —, ehe nicht unsere erstaunlichen Siege und Widerstände unsere Kraft größer zeigten, als die Welt sie geahnt hatte. Aber selbst dann hat doch der Druck von Englands überragender Größe noch weiter einen nach den andern von den Kleinen, die später folgten, veranlaßt, ebenfalls zu unserem Kriegsgegner zu werden.[29]) Sie k o n n t e n eben einfach nicht glauben, daß wir siegen könnten, und suchten sich gut zu stellen mit England. Viele unter uns Deutschen mit ihren bestenfalls europäischen Horizonten haben das gar nicht begreifen können; wenn man aber die Weltkarte vor Augen hatte, dann kam man dem Grund dieser Erscheinung näher.

Ein eindrucksvolles Anzeichen für das überragende Ansehen Englands in der Welt bietet die Schilderung, die der Schwede Kjellén in seinem ausgezeichneten Buche „Die Großmächte der Gegenwart" von England, dessen historischem Werdegang und den Grundlagen seiner Macht gibt. Einem Buche, das um so wertvoller ist, als es noch vor dem Kriege geschrieben ist, aber das sich zusammenziehende Weltgewitter bereits deutlich erkennen läßt, und die elektrischen Spannungen, die es herbeiführen mußten, mit großer Klarheit aufzeigt. Kjellén ist nicht nur Neutraler, sondern hat auch während des Krieges kein Hehl daraus gemacht, daß er mit dem Herzen auf deutscher Seite stehe. Und doch wird er in seinem sonst so gewollt knappen, streng sachlichen Buche geradezu schwungvoll, fast dichterisch, wenn er von der Größe des englischen Weltreiches spricht und von den bewunderungswürdigen Eigenschaften des Volkes, das dies zustande gebracht hatte. Der ganze ungeheuere Respekt der Welt vor England und der hohe Grad der Anerkennung des englischen Herrenrechts spricht daraus zu uns.

Obwohl an Raumgröße und Volkszahl dem russischen Reiche ähnlich, so ist das britische Weltreich in seiner geographischen Struktur doch ganz anders, in vielem das vollkommene Gegenteil. Und darum auch die Natur der Probleme, die zur Spannung mit uns geführt haben, eine ganz andere.

Das Reich ist nicht wie das russische aufgebaut auf einem

an Volkszahl über seinen Kolonialbesitz weit überlegenen und auch an Raumgröße dagegen nicht so sehr verschwindenden Mutterlande, sondern ruht auf einer überraschend kleinen Basis; ähnlich wie das römische Weltreich im Altertum oder das Seereich von Venedig im Mittelalter, mit denen beiden man das britische Reich verglichen hat. Geographische Vorzüge des Mutterlandes haben das ermöglichen helfen.

Betrachten wir zunächst dieses, die großbritannischen Inseln. Ihr Flächenraum, 314 000 qkm, ist erheblich kleiner als der Deutschlands und auch die Bevölkerung, 1914 = 46 Millionen, war es. Auch in England begann sich bereits, noch bei weitem nicht so stark wie in Frankreich, aber doch erheblich stärker als in Deutschland, jene Minderung des Geburtenüberschusses zu zeigen, die mit einer gewissen Höhe von Kultur und Wohlleben verbunden zu sein scheint. Man faßt sie in der Regel als eine Degenerationserscheinung auf. Bedrohlich für die Machtstellung eines Volkes ist sie zweifellos; aber daß sie die Entfaltung von höchstem männlichem Mut und männlicher Widerstandskraft in gefahrvollen Lagen nicht hindert, hat dieser Krieg bei allen drei Völkern bewiesen.

Die geographische Haupteigenschaft des englischen Landes ist seine Inselnatur und sein wunderbarster Vorzug. Neben Japan hat es unter allen Ländern der Erde dadurch die vollkommensten Grenzen. Überall klar bestimmt, frei von allen mit ihrer Erörterung zusammenhängenden Problemen und in hohem Grade gesichert. Dank dieser Insellage konnte sich Englands Volk seit den entlegenen Tagen der normannischen Eroberung frei und ungestört von einem feindlichen Eingriff wie kein anderes Volk Europas seiner Eigenschaft gemäß entwickeln und diese Eigenart selbst wieder weiter ausbauen. Bei allen großen europäischen Kriegen der letzten Jahrhunderte, in denen sich die festländischen Völker zerfleischten, blieb es selbst auf seinem eigenen Boden unberührt, ja gewann gerade in diesen Kriegen stets seine größten Vorteile.

Englands geographische Stellung wiederholt selbst im großen, was so viele seiner wertvollsten auswärtigen Handelssitze auszeichnet und was Handelsvölker immer, von den Phöniziern angefangen, als vorteilhaft angesehen haben: die gesicherte Insellage vor einer

wirtschaftlich wichtigen Küste. Es liegt vor den kulturell fortgeschrittensten Ländern Europas; die Mündungen großer sie erschließender Ströme öffnen sich nach ihm hin, die Sunde verkehrsreicher Meere liegen vor seinen Toren. Ein Fülle von aussgezeichneten Häfen bieten seine eignen Küsten, gerade besonders die dem Festland zugekehrten: wohlgeschützte, geräumige Buchten, große Stromästuare, wo die Flut die Schiffe weit hinaufträgt. So war das Land von der Natur aufs glänzendste ausgestattet, um ein großes Emporium des Handels für Europa zu werden.

Allerdings brachte diese Lage hart vor der europäischen Küste auch jene Gründe politischer Spannungen mit sich, die wir zwischen „Gegengestaden" walten sehen. Eine starke Macht will immer auf einem nahe gegenüberliegenden Gegengestade Einfluß gewinnen, entweder selbst dort Fuß fassen oder mindestens verhindern, daß es ein gefährlicher Nebenbuhler tut. Sind die Gegengestade in den Händen einer gleichwertigen Macht, so ist eine natürliche Feindschaft zwischen den beiden die Regel. Wir sehen diese Regel auch während vieler Jahrhunderte für das Verhältnis zwischen England und Frankreich bestätigt. Wir berührten diese Tatsache schon bei Frankreich. Nachdem erst eine Eroberung Englands von der französischen Normandie ausgegangen war, kehrte sich das nachher um; die Nachkommenschaft Wilhelms des Eroberers, das Haus Anjou-Plantagenet, wird Gebieter von mehr als dem halben Frankreich, und 300 Jahre lang wüten die englisch-französischen Kämpfe auf dem Boden Frankreichs, bis zur Zeit der Jungfrau von Orleans nur noch Calais das *piéd-à-terre* Englands auf dem französischen Gegengestade blieb, festgehalten noch mehr als hundert Jahre länger (bis 1558). Dann hört dieses politische Übergreifen des englischen Besitzes über die Meerenge zwar auf, nicht aber die natürliche Gegnerschaft zwischen England und Frankreich. Erst in diesem Jahrhundert hat sie sich in dem stärkeren gemeinsamen Gegensatz gegen uns durch die „Entente cordiale" gelöst. Im Anfang des Krieges haben die Engländer sich dann sofort wieder, sehr rasch und sehr ausgeprägt, in Calais und Umgebung festgesetzt. Das geschah natürlich nur freundschaftlich, aber man erinnert sich, wie oft die zweifelnde Frage erhoben worden ist, ob die Franzosen sie dort so leicht wieder loswerden würden. Wäre es uns damals gelungen

Frankreich niederzuwerfen und zu einem Frieden zu zwingen, dann würden sie jedenfalls versucht haben, dies Gegengestade zu halten, und oft ist davon gesprochen worden, daß vielleicht wir selbst im Bunde mit den Franzosen es diesen zurückgewinnen müßten.

Auch die belgische Küste ist noch ein nahes Gegengestade für England. Und wir erkennen die Wirkung eines politisch-geographischen Grundgesetzes hier aufs deutlichste. England hatte das dringendste Interesse daran, an diesem Gegengestade nicht noch eine zweite Großmacht sich gegenüber einnisten zu sehen, nämlich Deutschland. Deshalb sein energisches Eintreten für die belgische Neutralität gegen eine Gefährdung von unserer Seite; deshalb schon vor dem Kriege die geheime militärische Fühlungnahme mit Belgien für diese Eventualität. Die Sorge, daß Deutschland bei dem zu erwartenden Kriege mit Frankreich Belgien überrennen und dann vielleicht nicht wieder herausgeben würde, trug seit langem wesentlich dazu bei, England auf Frankreichs Seite zu drängen. Und die Tatsache, daß wir dann wirklich in Belgien eindrangen, wird meist geradezu als der entscheidende Anlaß für Englands Miteingreifen in den Krieg angesehen. Jedenfalls war es der offizielle Kriegsgrund, den die englische Führung am 4. August 1914 angab, sicher, daß der Schutz des belgischen Gegengestades bei dem politischen Sinn ihres Volkes den größten Eindruck machen würde.[31])

Anfänglich waren die Engländer kein Handelsvolk mit Seeinteressen. Anderthalb Jahrtausende hindurch noch, seit sie in die europäische Gemeinschaftswelt eingetreten, trieben sie Ackerbau, und ihre kriegerische Geschichte beschränkte sich auf die Kämpfe im eigenen und dem französischen Lande. Das begann sich zu ändern im selben Jahrhundert, wo sie den letzten festländischen Besitz auf dem Kontinent verloren. Dreißig Jahre nach der Aufgabe von Calais, 1858, vernichten sie die spanische Armada. Und nun ist es, als ob ihnen die Augen aufgehen über die natürliche Bestimmung ihres Landes. Nun werfen sie sich bewußt auf die Ausnutzung der maritimen Gunst ihres Erdraums, werfen sich immer entschiedener auf Seefahrt und Seehandel, überflügeln oder vernichten einen Seenebenbuhler nach dem andern und werden in einem unerhörten Aufstieg das erste Seevolk der Erde.

Begünstigt wurde dieser Aufstieg durch eine gleichzeitig einsetzende Entwicklung der Welt, die die Vorzüge der geographischen Lage Englands noch ungleich vermehrte. Bis zur Entdeckung Amerikas hatten die britischen Inseln am Außenrande der bekannten Welt gelegen, in ihrem Rücken eine leere Wasserwüste. Nun entfaltete sich reicher und reicher auf der anderen Seite dieses Meeres die neue Welt; der Atlantische Ozean wurde jetzt mehr und mehr das „Mittelmeer" der terra cognita; England wurde der natürliche Mittler zwischen Amerika und Europa. Karl Ritter hat es herausgefunden, daß London überhaupt ungefähr im Zentrum der Landhalbkugel des Globus gelegen ist; es ist kein Zufall, daß es die größte Stadt der Erde wurde und der bedeutendste Vermittlungspunkt des gesamten Welthandels. Das alles hat das Gefühl des englischen Volkes rechtzeitig erfaßt und seine Tatkraft zu nutzen verstanden. England war nach den napoleonischen Kriegen, nach der Demütigung seines gefährlichsten Nebenbuhlers, Frankreich, auf einer schwindelnden Höhe der Macht und unbedingte, alleinige Beherrscherin der See.

Um diese Zeit setzte wieder eine neue Weltentwicklung ein: das Zeitalter der Kohle, des Dampfes, des Weltverkehrs und des Industrialismus. Geographische Eigenschaften des Landes boten England auch hier besondere Gunst: zu der glänzenden überseeischen Verkehrsbefähigung trat der Reichtum an ausgezeichnetster Steinkohle. Und das Volk der britischen Inselwelt war auch hier auf der Höhe der Lage. Gleichzeitig mit der weiteren Ausbildung seines Handels- und Verkehrswesens warf es sich auf die Verwertung seiner Kohlenschätze, schuf sein eigenes Land um in die großartigste Fabrik und stellte einen sehr großen Bruchteil der Waren, mit denen es handelte, gleich selbst her. In beiden Richtungen, in maschineller Erzeugung und im Welthandel, hielt es weitaus die Spitze unter den Völkern. Ungeheuere Reichtümer häuften sich deshalb in englischen Händen und riefen eine dritte Form der englischen Weltmacht hervor: die als Kapitalgläubiger anderer Nationen. Auch in dieser hatte England nicht seinesgleichen.

Für diese ganze beispiellose Entwicklung ist Englands Seelage die geographische Voraussetzung. Was eine derartige geographische Bevorzugung, wie sie England genießt, für ein Volk bedeutet,

das ermißt man an den Dithyramben, mit denen ein Friedrich Ratzel immer und immer wieder „das Meer als Quelle der Völkergröße" preist und durch die Jahrtausende geschichtlich verfolgt. Wie er darin nicht nur die rein materiellen Vorteile des allseitigen und leichten Verkehrs und Handels erblickt, sondern auch das Mittel geistiger Erziehung großartigster Natur. „Die Beherrschung des Meeres", sagt er,[32]) „trägt aus den endlosen Horizonten einen g r o - ß e n Z u g von Kühnheit, Ausdauer und Fernblick in den politischen Charakter der Seevölker hinein. Sie haben am wesentlichsten beigetragen zur Vergrößerung der politischen Maßstäbe. Das weite Meer weitet den Blick nicht bloß des Kaufmanns, sondern auch des Staatsmannes. Das Meer erzieht Weltmächte."

Diese Gewöhnung an das allumfassende Meer lehrte den Engländer eben „in Kontinenten denken".

So sehen wir bei England Hand in Hand mit der angedeuteten merkantilen Entwicklung eine räumliche Ausdehnung seines Reiches jenseit seiner Inseln sich vollziehen, die ebenfalls bisher ohne Beispiel in der Geschichte ist. Nur ein einziges Mal hat es dabei einen Rückschlag erlebt: durch den Abfall seiner ältesten Kolonie in Amerika. Es hat daraus mit großem Geschick die Lehre gezogen, eine Wiederholung der politischen Fehler, die das verursacht haben, zu vermeiden. (Ob es, wie gesagt worden ist, durch die dann angeknüpfte Freundschaft mit den Vereinigten Staaten diesen Verlust völlig überwunden hat, mag dahingestellt bleiben; denn England ist mit den weiteren Folgen der selbständigen Entwicklung der Vereinigten Staaten noch nicht zu Ende.) Sonst ist diese räumliche Ausdehnung mit größter Stetigkeit vor sich gegangen. Neben Rußland ist das britische Weltreich diejenige gegenwärtige Staatenbildung, bei der sich das Gesetz, daß Ausdehnungsdrang im Wesen jedes mächtigen Staates naturgegeben liegt, und um so stärker, je mächtiger er ist, am deutlichsten zeigt. Es läßt sich bei England ja sogar feststellen, daß dies Ausdehnungsbedürfnis zuweilen wider den Wunsch der Regierung arbeitet. Grenzgegenden müssen einverleibt werden, um den Kultureinrichtungen auf dem eigenen Gebiete Sicherheit zu verschaffen; und das bedeutet einen von selbst immer weitergehenden Prozeß, der oft Verwicklungen schafft, wo man sie im Augenblick gar nicht haben will.

Aber von diesen Fällen abgesehen geht die räumliche Erweiterung des Reiches mit großzügigster Bewußtheit vor sich. Mit staunenswerter Fernsicht werden von den leitenden Staatsmännern immer neue Beziehungen, weit voraus, anderen Völkern oft kaum erkennbar, gesponnen, die im Laufe der Jahre zu Besitzansprüchen größten Stils sich entwickeln und, wenn die Zeit gekommen ist, beinahe von selbst reif zu Angliederung sind. Karl Peters bezeichnet in seinem Buche über England und die Engländer die englische Kolonialpolitik als eine Terrainspekulation im Großen. Und wenn Ratzel in der Vorrede zu seiner „Politischen Geographie" von dem „geographischen Sinne" spricht, der den praktischen Staatsmännern nie gefehlt habe und auch ganze Nationen auszeichne, wenn er sagt: „bei ihnen verbirgt er sich unter Namen wie Expansionstrieb, Kolonisationsgabe, angeborener Herrschergeist; und wo man von gesundem politischen Instinkt spricht, da meint man meistens die richtige Schätzung der geographischen Grundlagen politischer Macht", so weiß jeder, daß er, auch ohne sie dort zu nennen, vor allem an die Engländer denkt. Sie haben keine der großen Möglichkeiten wo sie infolge kriegerischer Verwicklungen der Völker besonders erfolgreich Landraubzüge machen konnten, ohne den ungeheuersten Gewinn vorübergehen lassen. Sie haben, noch zuletzt, als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die große Epoche der Aufhellung und Erschließung Afrikas kam, sofort mit Energie eingesetzt, um sich auch hier von dem größten noch herrenlosen Festlandsraum der Erde den Löwenanteil zu sichern.

So haben sie das riesenhafte Kolonialreich zusammengebracht, das schon vor dem Kriege selbst das russische an Ausdehnung weit übertraf. Es erübrigt sich für uns, noch einmal darauf hinzuweisen, wie sehr auch in diesem Falle diese Größe allein dem Staate ein Gefühl der höheren Berechtigung seiner eigenen Ansprüche verleihen mußte.

Aber diese ausschließliche maritime Lage Englands und seine darauf gegründete ausgesprochen maritime Entwicklung hat neben der großen Macht auch ihre Kehrseite. Aus ihr ergeben sich auch politische Notwendigkeiten gebieterischster Art, Zwangsrichtlinien seiner großen Politik, de unmittelbar mit seinen Daseinsbedingungen zusammenhängen. Während das russische Reich einen einzigen ein-

heitlichen Landblock ausmacht, ist das britische Weltreich in zahllosen kleinen und großen unzusammenhängenden Teilen über den gesamten Globus zerstreut. Die See ist doch eben für diesen Zusammenhang die große, einzige Basis. England muß die See beherrschen, wenn es sich selbst und sein Weltreich mit Ruhe behaupten will.

Schon Ratzel sagt sehr einfach: „Weil das Meer eins ist, strebt auch die Seeherrschaft immer auf die Alleinherrschaft wie der Seehandel auf die Monopolisierung hin." [33]) Landmächte können sehr stark sein, ohne einander zu bedrohen, sobald sie räumlich weit voneinander getrennt sind. Beim Meere liegt das anders; Seemacht ist nahezu allgegenwärtig auf ihrem Element. Immer wieder hat deshalb England die Flotten anderer Völker, sobald sie ihm irgendwie beachtenswert erschienen, rücksichtslos zerstört. In dem Gebot der Selbsterhaltung, in dem jeder Staat, viel mehr als das Individuum, das oberste, vom Standpunkt der politischen Moral unanfechtbare Gesetz seines Handelns sieht, hat es auch stets dafür vor seinem eigenen Gewissen die unbedingte Rechtfertigung gefunden.

Im vorigen Jahrhundert hat es seit den napoleonischen Kriegen mehr als zwei Menschenalter hindurch die Alleinherrschaft zur See in unbestrittener Weise gehabt. Für sein Volksempfinden war hier auf der Wasseroberfläche unseres Sterns bereits der gottgewollte Zustand der Verwaltung der Erde durch das am besten dazu geeignete Volk vollendet. Und man muß sagen, daß die Briten in dem Gefühl der vollkommenen Sicherheit dieser Macht auch gewisse Verpflichtungen der Vornehmheit großzügig erfüllten. Sie übten für die Schiffahrt der ganzen Welt auf dem Meere die Seepolizei, rotteten das Seeräubertum in seinen letzten Winkeln aus. Sie bekämpften die Sklaverei; wer die Planken englischer Schiffe betrat, war nicht minder frei als auf englischem Boden. Sie brachen mit der Geheimniskrämerei, die sonst gerade Seehandelsvölker immer kennzeichnet, und machten ihr großartiges Seekartenmaterial allen Völkern zugänglich. Ja sie überwanden selbst den natürlichen Drang zur Handelsmonopolisierung; sie stellten alle ihre Häfen und Seeanlagen, alle ihre Besitzungen und die dort von ihnen geschaffenen

Handelsmöglichkeiten, wie auch ihr Mutterland dem freiesten Handel zur Verfügung. In Wahrheit: sie waren jetzt so große Herren auf diesen Feldern, daß es sie wenig kostete, wohl aber ihre Überzeugung verstärkte, daß ihre Herrschaft ein Segen für die Welt sei.

Man begreift, weshalb ich versuche, mich auf den Standpunkt des Gegners zu versetzen. Denn das Entscheidende für die Entstehung des Krieges sind ja nicht die objektiven Tatsachen an sich gewesen, sondern ihre subjektive Auffassung von seiten der Völker.

Die Engländer gingen in dem Gefühl ihrer souveränen Sicherheit durch die Meerherrschaft so weit, daß sie zwei äußerst gefährliche Dinge wagten. Sie verzichteten, während überall auf dem Kontinent große stehende Volksheere erwuchsen, nach wie vor darauf, bei sich zu Hause eine eigene nennenswerte Landarmee zu haben. Und sie gaben die Reste ihrer eigenen Landwirtschaft dahin zugunsten ihrer industriellen und merkantilen Entwicklung.

Dies beides machte die absolute Notwendigkeit einer unbestrittenen Oberherrschaft zur See für sie noch augenfälliger und unbedingter. England war bei einem Kriege in dem Augenblick verloren, wo es mit seiner Flotte nicht mehr die Landung einer starken festländischen Armee und deren Verbindung mit ihrer Heimat verhindern konnte. Und es mußte verhungern, wenn es nicht mehr unter allen Umständen die unumschränkte Einfuhr der erforderlichen Nahrungsmittel von Übersee durch seine Flotte zu gewährleisten vermochte.

Die Sorge um diese Dinge trat ein. Die unbedingte Herrensicherheit begann in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in Frage gestellt zu werden. Friedjung beginnt seine im Erscheinen begriffene Geschichte des „Zeitalters des Inperialismus" mit den achtziger Jahren. Mit dem Anfang der Erwerbung überseeischer Kolonien durch Deutschland. England fing an unruhig zu werden. Es sah an verschiedenen Stellen andere Flotten neben der seinigen emporwachsen, die, mindestens in Koalition, ihm schon gefährlich werden konnten. Jedenfalls es zwangen, seine eigenen Flottenlasten immer größer zu machen. Vor allem war es eine junge Flotte, die bewußt darauf ausging, so groß zu werden, daß Englands absolute Seeherrschaft dadurch in Frage gestellt wurde. Die Deutschlands, d. h. desselben Volkes, gegen dessen unerhörte

Kraftzunahme Englands politischer Instinkt sich sowieso schon wandte, um so mehr, als es eine ihm nahe gegenüberliegende Küste bewohnte. Deutschlands, das seit 1871 auf dem gegenüberliegenden Festlande der Stärkste geworden war; und es ist bekannt, wie Englands Politik auf dem Kontinente es immer gewesen ist, sich im Bunde mit den Schwächeren gegen diesen Stärksten zu kehren. Deutschlands, das ihm auch im Handel eine immer fühlbarer werdende Konkurrenz machte.

Alle diese letztgenannten Beweggründe waren geeignet, einen scharfen Gegensatz Englands gegen uns entstehen zu lassen. Am schwerwiegendsten darunter aber war doch unser Flottenplan, der ja, wenn er auch nicht eine der englischen ebenbürtige Kriegsmarine ins Auge fassen konnte, doch soweit ging, daß nach seiner Ausführung England, wenn es einmal zum entscheidenden Messen der beiden Flotten käme, infolge des eigenen Verlustes von Schiff gegen Schiff bei der Niederkämpfung der deutschen seine Rolle als Seebeherrscherin ausgespielt haben würde.

England hat zunächst alle möglichen Versuche gemacht, auf andere Weise uns zum Verzicht auf unsere Flottenverstärkung zu bewegen. Sogar durch ein Bündnis mit uns, in dessen Bedingungen jedenfalls eine Beaufsichtigung über unser Flottenwachstum mit gelegen haben würde. Es hat keinen Erfolg damit gehabt. So hat es dann versucht, durch Schaffung eines Systems von gegen uns gerichteten Koalitionen uns zur Gefügigkeit zu zwingen. Wenn es ging, durch rein politischen Druck; wenn nicht, dann schließlich durch den entscheidenden Waffengang. So wird man die politische Haltung Englands wohl am richtigsten verstehen. Ich glaube bestimmt, daß unter allen den verschiedenen langsam sich steigernden Spannungen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte zwischen uns und England entstanden, diese die gefährlichste, die für die allgemeine Orientierung Englands gegen uns schwerwiegendste gewesen ist: Unser Anspruch auf eigene „Seegeltung" und die völlige Unmöglichkeit für das britische politische Gefühl, uns eine solche in dem Maße, wie wir es für notwendig hielten, einzuräumen. Hier stehen wir einer der wichtigsten vorbereitenden Ursachen des Weltkriegs gegenüber. Sie ist in Englands geographischer Lage Lage begründet.

5*

Was die scharfe Handels-Nebenbuhlerschaft[34]) angeht, die sich mehr und mehr zwischen diesen beiden Staaten entwikkelt hatte, so ist auch sie ohne Frage in England mit dem größten Unbehagen empfunden worden. Schon Bismarck hatte es erkannt, zu einer Zeit, wo der Flottengegensatz noch in den ersten Anfängen stand. Öfters wiedergegeben[35]) ist seine Äußerung an Sidney Whitman 1897, daß leider das einzige ihm bekannte Mittel, die Beziehungen zwischen Deutschland und England zu bessern, darin bestände, daß wir unserer Industrie einen Zaum anlegten. Dies sei aber leider nicht anwendbar. Auf englischer Seite spricht sich der Gegensatz mit der größten Schärfe in dem berühmten Aufsatz der Saturday Review vom September 1897 aus, in dem es heißt: „Wenn Deutschland morgen aus der Welt ausgelöscht würde, so gäbe es übermorgen in der Welt keinen Engländer, der dadurch nicht reicher geworden wäre. Nationen haben jahrelang um eine Stadt oder um eine Erbfolge gekämpft: müssen wir nicht fechten um einen jährlichen Handel von 200 Millionen Pfund?" [36]) Allerlei Maßregeln deuteten des weiteren darauf hin, wie die berühmte mißlungene Verfemung deutscher Waren durch das „made in Germany", wie immer dringendere Mahnungen an den englischen Kaufmann, von den alten hergebrachten bequemen Methoden zu lassen und die deutsche Betriebsamkeit nachzuahmen. England fühlte sich Deutschland gegenüber auf dem Erdenrunde auch in dieser Hinsicht nicht mehr wie bisher als der große, vornehme Herr, dem es nicht darauf ankam, auch einmal einen anderen etwas verdienen zu lassen, sondern es sah tatsächlich die Überflügelung herannahen. Daß aber eine solche Konkurrenz bei ausgesprochenen Handelsvölkern stets einer der stärksten Gründe zur Gewaltanwendung gewesen ist, lehrt die ganze Geschichte. Lehrt auch die englische selbst. Zwar weist man darauf hin, daß der englische Ausfuhrhandel vor dem Kriege nicht nur dem deutschen noch immer überlegen war, sondern trotz dieser Konkurrenz eine rasch und großartig steigende Entwicklung zeigte. Allein diese Betrachtung ist nicht ausschlaggebend. Obwohl Englands Außenhandel immer noch zunahm, so nahm er doch nicht so rasch zu, wie der Deutschlands. Und, beiläufig gesagt, auch der der Vereinigten Staaten. Kjellén verglich vor dem Krieg diese drei Staaten mit drei Wettläufern, die alle mit

großer Geschwindigkeit vorwärts kämen; England sei noch voran, aber es habe kürzere Beine als die beiden anderen, und die Zeit sei abzusehen, wo es eingeholt werden würde.[37]) Wie nahe diese Zeit für England war, so nahe, daß sie ohne den Krieg heute jedenfalls schon eingetreten wäre, geht aus einem interessanten Diagramm eindrucksvoll hervor, das Steinmann-Bucher in seiner Schrift „Völkerfriede?" (Berlin 1919, S. 16) gibt. Wir sehen darauf das erstaunliche, alle übrigen Staaten weit hinter sich lassende Wachstum der Ausfuhrkurven der genannten drei Staaten vom Jahre 1909 bis 1913. Noch ist die englische voran, aber nur ganz wenig; und der Anstiegwinkel bei den beiden anderen ist steiler als bei der englischen. Am jähesten schießt die deutsche Linie empor. Der Verfasser schreibt dazu: „Das folgende Jahr, das allen internationalen Verkehr vollständig auf den Kopf gestellt und in ganz andere Bahnen, in die eisernen Schienen der Kriegswirtschaft geführt hat, hätte, wäre der Friede nicht gestört worden, ein Schauspiel von einer gewissen wirtschaftsgeschichtlichen Bedeutung geboten: Die deutsche Ausfuhr hätte die englische überholt, die deutsche Entwicklungslinie im Jahre 1914 überschnitten, vielleicht war das schon geschehen, als im August 1914 der Krieg ausbrach. Die hier folgende Skizze zeigt mit zwingender Deutlichkeit die Zuspitzung des tragischen Konflikts, und wie die drei Mächte in scharfem Wettbewerb mit gleicher Kraft um den Weltmarkt warben. Der Krieg hat die Überschneidung verhindert. Es ist, als ob der Zusammenstoß dieser drei Linien die gewaltige Explosion verschuldet hätte, welche die Welt erschüttert und im Laufe der folgenden Jahre in ein Trümmerfeld verwandelt hat. Nichts versinnbildlicht das Herannahen und den Ausbruch des Krieges treffender als die Bewegung und das Zusammenprallen dieser drei Linien."

Es wurde in England dabei besonders betont, daß Deutschland seine Nebenbuhlererfolge im Welthandel großenteils gerade in den Erdräumen erringe, die England erschlossen habe; und es wurde ferner behauptet, daß es dabei kaufmännisch unfaire Metoden anwende („dumping system"). Das letztere entzieht sich geographischer Betrachtungsweise. Ich lasse es unerörtert und erwähne diese Behauptung nur, um die Schärfe des Gefühls zu kenn-

zeichnen, das aus der Welthandelskonkurrenz hervorgewachsen war.

Ausgesprochen geographischer Natur dagegen ist eine letzte große Gruppe von Problemen, die zwischen Deutschland und England entstanden waren und eine besonders augenfällige Schwierigkeit darboten.

Der gewaltige Vergrößerungsdrang Englands, diese „Terrainspekulation" in Erdteilen seiner letzten Zeit, hatte sich an einer Stelle des Globus allmählich immer deutlicher und deutlicher zu einem Programm grandiosester Art entwickelt: zu der Vollendung eines mächtigen Dominium Maris Indici, eines geschlossenen Reiches um den Indischen Ozean.

Die Bildung einheitlich zusammengefaßter Staaten um ein Binnenmeer herum sehen wir ja in der Geschichte sich häufig wiederholen. Wir haben die Anläufe dazu im athenischen Seebund um das Ägäische Meer, in Mithridates' Gründung eines pontischen Reiches. Am großartigsten ist es verwirklicht worden durch das Römerreich rings um das Mittelmeer. In der Neuzeit gab es das Dominium Maris Baltici, das Ostseereich, der Schweden. Weitaus räumlich kolossaler als alle diese ist der Gedanke der Engländer, einen ganzen Ozean zum Mittler und Träger eines solchen Reiches zu machen. Australien, Indien, das Kapland waren beim Beginn des vorigen Jahrhunderts die ersten Grundpfeiler dieses Gebäudes. Schon damals suchte England die Hauptrolle auf diesem Meere sich zu wahren, dessen Seezugänge es durch diese Besitzungen und Singapur beherrschte; und es widersetzte sich lange hartnäckig der Schaffung eines internationalen Zuganges im Suezkanal. Als dieser dennoch zustande kam, da hat es durch eine rasche politische Umstellung seinen Plan nun erst recht weiter verfolgt. Durch Ankauf der ägyptischen Suezkanal-Aktien gelang es, die finanzielle, durch Besetzung Ägyptens selbst die politische Beherrschung auch dieser Wasserstraße zum Indischen Ozean in seine Hand zu bringen.

Noch waren die Besitzungen um den Ozean weit auseinanderliegende Einzelstücke. Rasch aber wuchsen sie durch die Angliederungen der Folgezeit näher und näher aneinander. Der vorder-

indische Besitz wird seit den 80er Jahren über Birma und die Malayenstaaten nach Süden ausgedehnt. Cecil Rhodes faßt den Riesenplan, den von ihm gewaltig nordwärts erweiterten Besitz in Südafrika durch eine Kap—Kairo-Bahn in Verbindung zu setzen mit dem ebenso sehr gegen Süden ausgedehnten ägyptischen Besitz, der auch das britische Ostafrika daran anschließen und auch dort, wo das Gebiet noch nicht englisch war, ganz von selbst eine starke englische Einflußsphäre schaffen mußte. Von Indien her wuchs die britische Macht, zunächst in Gestalt einer Interessensphäre, über Südpersien diesem Afrikareich entgegen. Mit welchem Ernst die Engländer diese Ziele verfolgten, erhellt daraus, daß sie um ihretwillen es auf die schärfsten Kraftproben mit entgegenstehenden Mächten ankommen ließen. Sie stellten sich Rußlands elementarem Drang nach einem eisfreien Meere am persischen Golf entgegen und zwangen es zum Verzicht auf diesen Wunsch. Und mit der größten Rücksichtslosigkeit vertraten sie Frankreich in Faschoda den Weg, als es seinerseits hier quer über den oberen Nil hinweg eine Verbindung seiner kleinen Kolonie an der Straße von Babelmandeb mit seinen größeren Besitzungen im westlichen Sudan anzubahnen versuchte. Es ließ es schon hier beinahe auf einen Krieg ankommen.

England ging hierbei nicht kleinkrämerisch vor: dazwischen gesprengte Besitzungen anderer Nationen, die ihm, zumindestens zunächst, für diesen Gedanken unwesentlich erschienen, ließ es unbehelligt. So die portugiesischen Kolonien, die ihm, wenn das große Werk gelungen, doch über kurz oder lang von selber zufallen mußten; die französischen und italienischen kleinen Bezirke in der Somaligegend, die vor portugiesischem Gestade gelegene französische Insel Madagaskar, die holländischen Sunda-Inseln. Aber ein ausgeprägtes, energisches Interesse bekundete es in jüngster Zeit für Mesopotamien, das Schwemmland des Euphrat und Tigris, das große geographische Gegenstück zu Ägypten. Wie dieses eine Stätte der urältesten Menschenkultur, wie dieses inmitten wüstenhafter Umgebung in seiner Kulturfähigkeit auf den Wasserüberschuß seiner Ströme angewiesen. Nur daß beim Nil die Benetzung auf alljährlicher natürlicher, vom Menschen nur geregelter Überschwemmung be-

ruhte, hier dagegen auf einer künstlichen Ausbreitung durch ein großartiges Kanalsystem. Durch den Zerfall dieser Kanäle, nicht durch eine Änderung der Naturbedingungen, ist Mesopotamien verödet. Gelingt es, sie wiederherzustellen, dann werden die Fruchtgefilde des alten Reiches von Babylon und des mittelalterlichen von Bagdad mit ihrem ganzen Reichtum wiedererstehen. Diese Wiederherstellung hatte England ernstlich ins Auge gefaßt; Willcox, der berühmte Schöpfer der neuen Stauanlage des Nils bei Assuan, hatte eingehende Studien über diesen Gegenstand gemacht und Pläne entworfen.[38]) Es war kein Zweifel, daß England eine Erweiterung seiner Einflußsphäre von Persien aus westwärts über Mesopotamien anstrebte. Und als ein nicht minder großartiges Gegenstück der Kap—Kairo-Bahn schwebte in naher Zukunft der Gedanke einer Bahn Kairo-Kalkutta, die diese wertvollsten Gebiete des britischen Besitzes oder Einflusses, Ägypten, Mesopotamien und Indien, eng miteinander verschweißen sollte. Der geschlossene Ring einer englischen Bahnlinie von Kapstadt bis Singapur war dann nur eine Frage kürzester Zeit. Der schließliche Anfall des zwischen Mesopotamien und Ägypten gelegenen Arabiens nicht minder.

Wahrlich, ein Riesenplan bewundernswürdiger Art. So groß und so nahe der Verwirklichung, daß man ihn vom Standpunkt eines britischen Politikers wohl für ein zwingendes Gebot britischer Staatskunst ansehen durfte. Um so mehr, als er ihn bis zu einem hohen Grade als einen nicht aggressiven, sondern defensiven hinstellen konnte. Die Verteidigungsfähigkeit dieser bisher vereinzelt um den Indischen Ozean herum liegenden britischen Gebiete wurde durch eine solche räumliche Zusammenschweißung ohne Frage bedeutend gefördert, während andererseits ein etwaiges Dazwischenschieben einer anderen Weltmacht sie in große Gefahr bringen mußte.

Insbesondere mußte die Bedrohlichkeit einer zu mächtigen Nachbarschaft von dem Scheitelpunkt des großen Bogens, dem Schlußstein des Gewölbes, ferngehalten werden, von Ägypten, dem neben Indien wichtigsten, aber auch verwundbarsten Gliede dieses Länderbogens.[39])

Die Gefahr war nach der russischen und der französischen

Seite hin beschworen; sie bestand und wurde immer schwerwiegender von Deutschland her.

Schon Deutschlands Besitz von Deutsch-Ostafrika bedeutete, wie ein einfacher Blick auf die Karte zeigt, einen häßlichen Schönheitsfleck in dem Bilde des britischen Besitzes rings um das indische Meer. Aber es scheint, als ob sich England hiermit wie mit den portugiesischen, französischen und italienischen Einsprengseln abgefunden haben würde. Deutsch-Ostafrika steht nicht notwendigerweise dem Kap-Kairo-Projekt im Wege. England schien in den letzten Jahren vor dem Krieg bereit, Deutschland um den Preis anderen Verzichts willen sogar noch portugiesischen Besitz in Afrika hinzuzuverschaffen.

Anders aber stand es mit Ägypten und Mesopotamien. Ägypten war vor dem Krieg dem Namen nach immer noch ein Bestandteil des türkischen Reiches, das nicht darauf verzichtet hatte. Solange die Türkei schwach blieb, war das gleichgültig. Neuerdings hatte nun aber die Freundschaft Deutschlands mit der Türkei begonnen, dieser den Rücken zu steifen. Die neue jungtürkische Regierung hatte mit großer Energie eine Wiederbelebung der alten Türkenmacht angefangen und wurde darin aufs wirksamste unterstützt, politisch wie wirtschaftlich, durch Deutschland. Das beschwor unmittelbar eine Gefahr für England herauf. Denn die Türkei stand in Landverbindung mit Ägypten. Die Türken waren eine kriegerisch begabte Nation. Deutsche Offiziere bemühten sich, die türkische Armee nach deutschem Muster zu reorganisieren. Gelang es dem Reich, sich innerlich wieder zu kräftigen, dann konnte mit einem starken Landangriff auf Ägypten und den Suezkanal, die Verbindungsstraße zum Indischen Ozean, gerechnet werden. Und einem starken Landangriff gegenüber fühlte die Seemacht England naturgemäß schwerste Sorgen. Um so mehr, als sie auch im mohammedanischen Ägypten selbst aufständische Regungen zu befürchten hatte, die durch ein Erstarken der mohammedanischen Vormacht der Türkei deutlich neue Kraft, neue Befreiungshoffnungen gewannen. Deutschlands Kaiser hatte sich feierlich in Damaskus als Freund des Islam bekannt und damit als Gegner von Englands politischer Unterdrückung der Mohammedaner Asiens und Afrikas. Deutsche Ingenieure halfen die Hed-

schasbahn bauen, die dicht an Ägypten heranführte. Auch Mesopotamien gehörte zum türkischen Reich und dies war nicht gewillt, England den kostbaren Besitz zu überlassen. Oder auf die Oberhoheit in Arabien, dem heiligen Geburtslande des Propheten zu verzichten. Ein Lieblingsprojekt der Deutschen, populär wie kein anderes in Deutschland, war die Herstellung der Bagdadbahn, die das ganze asiatische Türkenreich als neue Lebensader durchziehen, es mit neuer Jugendkraft erfüllen, das ferne Mesopotamien mit dem Machtzentrum der Türkei am Bosporus in enge Verbindung setzen und eine Verkehrslinie von Mitteleuropa bis an den persischen Meerbusen vortreiben sollte, die bestimmt sein mußte, für Vorderasien eine Bahn deutschen Einflusses von ähnlicher Kraft zu werden, wie die Kap—Kairo-Bahn für Afrika.

Deutlicher und deutlicher wurde es in letzter Zeit, daß Deutschlands überseeische Entwicklung sich gerade Vorderasien als sein wichtigstes Zukunftsgebiet ausersehen hatte. Daraus wurde in Deutschland gar kein Hehl gemacht; in zahllosen Schriften und Reden wurde das befürwortet. Schon dies allein mußte in England die größte Unruhe hervorrufen, weil ihm außer Ägypten auch sein kostbarster, immer am ängstlichsten gehüteter Besitz, Indien, damit gefährdet erschien. Ebenso seine Hoffnungen auf Mesopotamien. Vollends schnitt aber das Eisenbahnprojekt Hamburg—Persergolf quer über die von England selbst geplante Verbindungslinie Kairo—Kalkutta hinweg. Wurde es Wirklichkeit, dann war der ganze große Plan des Zusammenschlussses der afrikanischen und asiatischen Besitzungen um den Indischen Ozean vereitelt.

Ganz in derselben Weise, wie für Rußland die Stärkung der Türkei durch Deutschland die Vereitelung seiner Balkan- und kleinasiatischen Pläne bedeutete, und wie für Rußland der Gedanke der südöstlich gerichteten Verbindung Deutschlands mit Vorderasien die auf den Bosporus zielenden Bestrebungen dieses Reiches geographisch durchkreuzte, indem sie sich quer vor dessen nach Südwesten gerichtete Machtausdehnung legte, genau so beunruhigten Deutschlands vorderasiatische Unternehmungen die englischen in Vorderasien und überschritten Deutschlands Bag-

dad- und Persergolfpläne quer die dortigen englischen Erweiterungsabsichten.

Zwar schien es nach langwierigen und mühevollen Verhandlungen zwischen England und Deutschland, die neuerdings Karl Helfferich aus seiner besonderen Kenntnis dieser Dinge klar und übersichtlich zusammenfaßt,[40]) kurz vor Ausbruch des Weltkrieges gelungen, über die vorderasiatischen Probleme Vereinbarungen zu treffen, die einen modus vivendi zwischen beiden Mächten schafften. Allein gerade wer diese Verhandlungen eingehend verfolgt und die Bedeutung der Interessen und die Stärke der hier aufeinanderprallenden politischen und wirtschaftlichen Tendenzen und das Zögern, den Widerwillen und das Mißtrauen recht gefühlt hat, mit dem hier von beiden Seiten nachgegeben wurde, kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß es sich doch nur um einen Aufschub, nicht eine Beseitigung des Konflikts handelte. Daß hier Probleme vorlagen, die räumlich unvereinbar sind. Und daß letzten Endes doch eine von den beiden Mächten endgültig würde nachgeben müssen. Nachgeben in Bestrebungen, die beiden als die zurzeit größten ihrer ganzen äußeren Politik erschienen. Wenn Deutschland nicht auf seine vorderasiatischen Pläne verzichtete, mußte es England tun. Oder eine gewaltsame Lösung herbeiführen. Einen Waffengang, bei dem England von vornherein Rußland zu seinem natürlichen Bundesgenossen hatte. Desgleichen auch Frankreich, weil auch dies, das sich seit alten Zeiten als der besondere Schützer der Christenheit in Vorderasien fühlte und kulturell, durch Missions- und Schulwesen, viel für Vorderasien, insbesondere für Syrien getan hatte, die neue Machtstellung der Deutschen dort ebenfalls mit eifersüchtigem Mißfallen ansah.

Dies die natürlichen geographischen Gründe, die England eine Zertrümmerung der deutschen Macht durch einen Krieg so sichtlich im höchsten Grade begrüßenswert, ja notwendig erscheinen lassen mußten, daß es schlechterdings kaum zu verstehen ist, wie man auf unserer Seite glauben konnte, daß England bei dem Eintritt einer so günstigen Konstellation, wie sie sich im Sommer 1914 bot und zweifellos zu nicht geringem Teil durch seine eigene Diplomatie mit herbeigeführt worden war, sich an diesem Kriege n i c h t beteiligen würde.

Japan

Wenige Wochen nach England trat sein Verbündeter und sein geographisches Gegenbild in Asien, das Inselreich Japan, unseren Feinden bei, von dem unsere öffentliche Meinung geträumt hatte, es würde möglicherweise sogar mit uns gehen. Wer freilich daran dachte, welch eine tiefe Empörung es 1895 nach dem siegreichen Chinakrieg in Japan hervorgerufen hatte, daß damals das für einen Freund Japans gehaltene Deutschland ihm zusammen mit Rußland und Frankreich in dem Arm fiel und es zwang, die Halbinsel Liautung wieder herauszugeben, während es bald darauf selbst Kiautschou besetzte, wer den Rachedurst des überaus nationalstolzen Volkes kannte, war sich dessen nicht so sicher; er wußte, daß die Sympathien Japans für Deutschland auf Jahrzehnte — Ferdinand von Richthofen hat dem Verfasser gegenüber den Ausdruck „auf hundert Jahre hinaus" gebraucht — zerstört waren. Mit Rußland hatte es inzwischen abgerechnet. Jetzt war die Gelegenheit da, es auch mit uns zu tun; und in der auffallend schroffen und hohnvollen Form seines Bruches mit uns darf man unzweifelhaft einen Ausdruck dieser Rachestimmung sehen.

Aber man braucht sie nicht als den einzigen, zur natürlichen Gegnerschaft gegen uns treibenden Umstand zu betrachten. Denn auch hier tritt das einfache geographische Gesetz der Gegengestadelage deutlich als wirkend in Erscheinung. Auch Japan war eine unter dem Zwang der Ausdehnung stehende Großmacht geworden. Es hatte Korea und von neuem die Halbinsel Liautung gewonnen; das natürliche Gegengestade dieser neuen Besitzungen, auf dem es Einfluß zu gewinnen wünschen mußte, war die Halbinsel Schantung, die deutsche Interessensphäre, mit dem deutschen Stützpunkt Tsingtau an der Kiautschoubucht. Sie war Japan doppelt unbequem, weil sie Deutschlands Schwelle nach China hinein war und weil Japans großes politisches Zukunftsinteresse die möglichst ausschließliche Beeinflussung und Ausbeutung Chinas ist. Wie eine reife Frucht, nach der es nur die Hand auszustrecken brauchte, lag dieses Gegengestadeland vor ihm in dem Augenblick, wo der Krieg einer solchen Übermacht gegen Deutschland ausgebrochen war. So griff es denn zu. Es trat mit in den Krieg. Und nachdem es dieses geographische Bedürfnis erfüllt hatte, hat es

sich ja auch aller anderen eigentlichen kriegerischen Handlungen gegen uns, trotz starkem Drängen der Verbündeten, nahezu enthalten.

Italien

Tiefstes Erstaunen hat es bei unserem unpolitischen Volke, das ja während dieses Krieges überhaupt immer aus einer Verblüffung in die andere fiel, hervorgerufen, daß auch unser Dreibundsgenosse Italien zuerst eine höchst zweifelhafte — oder vielmehr unzweifelhaft unehrliche — Neutralität beobachtete und dann offen, unter rücksichtslosem Vertragsbruch, ja mit einer besonders leidenschaftlichen Geberde, zum Gegner überging.

Es ist in diesem Falle für uns noch schwerer als sonst, leidenschaftslos und objektiv zu bleiben, da die natürliche Empörung über den Verrat des Bundesgenossen in der Stunde der Gefahr, um so mehr, je mehr er mit großartigen Worten umgeben wurde, so groß ist. Allein wir müssen doch auch hier versuchen, rein menschliche Gemütsbewegungen zurückzudrängen, wenn wir die politischen Gründe seines Verfahrens erfassen wollen.

Bei den Italienern, diesen großenteils bildungsmäßig so niedrig stehenden, sozial so unausgeglichenen, leidenschaftlichen Wallungen unterworfenen und darum der Agitation von Parteipolitikern besonders zugänglichen Volke, ist das Geflecht der zum Kriege treibenden Ursachen besonders schwer zu entwirren und besonders stark mit verstandesmäßig nicht erfaßbaren Erscheinungen durchsetzt. Dennoch können wir aber auch hier eine Reihe wichtiger Gesichtspunkte erkennen, die geographischer Natur sind.

Italien war unter den sechs 1914 als solchen anerkannten europäischen „Großmächten" (mit 287 000 qkm Flächenraum in Europa, samt Kolonien 1 622 000 qkm, und mit 35,3 Millionen Einwohnern in Europa, samt Kolonien 37,5 Millionen Ew.) die kleinste und schwächste. Seine bisherige Geschichte von der Einigungsbewegung an ist arm an äußeren Ehren. Schon die Einigung selbst gelang nicht aus eigener Kraft. Die ersten Anläufe zur Befreiung Oberitaliens von Österreich durch das Königreich Sardinien mißlangen infolge der Niederlagen Sardiniens von 1848 und 1849. Erst die Hilfe Frankreichs und dessen Siege bei Magenta und Solferino befreiten die Lombardei. Mit der Abtretung von Nizza und Savoyen

bezahlte es diese und die weitere wohlwollende Unterstützung Napoleons III. in seinem Einigungswerk. Als es dann 1866 versuchte, auch Venetien zu gewinnen, erlitt es die schwere Schlappe bei Custozza; aber der gleichzeitige Sieg seines Verbündeten, Preußens, bei Königgrätz zwang die Österreicher zum Rückzug und machte das wett. Italien hätte sogar damals vielleicht schon auch Welschtirol und Istrien gewonnen, in das seine Truppen gefolgt waren, wenn nicht die zweite eigene Niederlage, zur See bei Lissa, sich angeschlossen hätte. Als dann Garibaldi 1867 Rom und den Kirchenstaat dazu zu erobern suchte, über den Kopf Frankreichs hinweg, das sich aus Rücksicht auf seinen Klerus zur Preisgabe des Papstes nicht entschließen konnte, wurde er mit französischer Hilfe bei Mentana geschlagen, und Napoleon hielt Victor Emanuel durch seinen Einspruch von Rom fern, bis der Sieg der Deutschen bei Sedan 1870 ihn selbst stürzte. Am zwanzigsten Tage nach der Schlacht bei Sedan wurde durch Einnahme Roms nun Italiens Einigungswerk vollendet! „Zur Großmachtstellung gelangte Italien durch eigene Niederlagen und durch den Sieg der Verbündeten", sagt Kjellén (Großmächte der Gegenwart, S. 26). Im Innern litt es dann in der Folgezeit aufs schwerste an finanziellen Nöten, die erst in den letzten Jahrzehnten sich wesentlich besserten. Und zwar auch hier in ausgesprochener Weise durch die Unterstützung Deutschlands, Der Dreibund mit Deutschland und Österreich, schreibt derselbe Autor, „lieferte die Kraft zu einer ganz neuen ökonomischen Organisation, und zwar in dem Maße, daß man das ganze moderne Italien als ‚ein Werk Deutschlands' bezeichnet hat" (a. a. O. unter Berufung auf Fiamingo). 1881 mußte es zähneknirschend dulden, daß Frankreich das vor seinen Toren gelegene und viel mehr mit Italienern als mit Franzosen besiedelte Tunesien ihm vorwegnahm. Italiens Träume, sich von dem daraufhin (1882) besetzten Küstenlande bei Massaua aus eine große abessinische Kolonie gründen zu können, wurden 1896 durch die schwere Niederlage gegen den Negus bei Adua beendet. Als es am Ende des Jahrhunderts von China begehrte, ebenso wie Rußland Port Arthur, Deutschland Kiautschou, England Wéi-hai-wéi und Frankreich Kwangtschouwan erhielten, die Samsun-Bucht eingeräumt zu bekommen, erfuhr es von diesem geschwächten Reiche eine glatte Abweisung.

Das wenig glanzvolle Schauspiel des schließlichen Erfolges „durch eigene Niederlage und den Sieg der Verbündeten" hat sich ja dann auch, in der eigentlich doch peinlichsten Weise, wiederholt in diesem Kriege!

Aber es scheint, als ob gerade diese mit der räumlichen Kleinheit des Landes zusammenhängende, wenn auch nicht ausschließlich darin begründete Ohnmacht den brennenden Ehrgeiz der Italiener immer besonders angestachelt und sie veranlaßt hätte, in einer gewandten und skrupellosen Politik rechtzeitigen und wechselnden Anschmiegens an andere Ersatz für mangelnde eigene Kraft zu suchen. Gerade das Empfinden dieser Kleinheit und Unzulänglichkeit in der Gemeinschaft der Großen hat den Vergrößerungsdrang der Italiener zu dem „heiligen" und darum alle Mittel heiligenden Egoismus emporgesteigert.

Aber es sind auch sonst geographische Eigentümlichkeiten des italienischen Bodens und seiner Lage, die die politischen Strebungen und Entschüsse des modernen Italien erklären helfen. Alfred Hettner hat das in einer ausgezeichneten Abhandlung auseinandergesetzt.[41])

Italien ist ein Halbinselland mit vortrefflichen natürlichen Grenzen. Die natürlichen meerischen Grenzen dieses Sondergebildes am Körper Europas hatte das italienische Volk bei seiner Einigung in sehr großer Vollkommenheit — bis auf die Inseln Malta und Corsica und das Mündungsland des Isonzo — gewonnen. Die festländischen, die Höhen des Alpengebirges, nicht ganz so, indem nicht überall der wasserscheidende Kamm die politische Grenze bildete. Allein auch hier fiel auf große Strecken hin die Staatsgrenze zusammen mit der Grenze der italienischen Nation. In einem ungewöhnlich vollkommenen Grade deckten sich bei Italien Nation und Staat. Im Staatsgebiet Italien war die Anzahl der einem fremden Stamme angehörigen Bewohner geringer als in irgendeinem der größeren Staaten Europas; nur 1 vom Hundert. Und ebenso war beinahe das ganze italienische Volkstum in Europa in diesem Staatswesen vereinigt. Nur ein geringer Prozentsatz Italiener lebte dauernd außerhalb der italienischen Staatsgrenzen. Das neuzeitliche Ideal eines Nationalstaates war somit bei Italien bereits in ungewöhnlich hohem Maße verwirklicht.

Vielleicht war aber gerade deswegen der Wunsch der von der modernen Bewegung des Nationalismus besonders ergriffenen Italiener nach völliger Vereinigung aller Volksgenossen um so leidenschaftlicher. Hieraus ergab sich eines der wirkungskräftigsten Probleme der italienischen Politik, das Problem der Irredenta, des „unerlösten" Italiens, d. h. der „Befreiung" der noch nicht politisch zu Italien gehörigen Italiener. Dieser Gedanke durchzieht die ganze Geschichte der italienischen Einheitsbewegung, war immer ein Ziel, mit dem die Massen glühend zu begeistern waren, und wurde es nach Ausbruch dieses Krieges mit seiner Wahrscheinlichkeit gewaltiger Änderungen der politischen Karte der Welt mehr als je.[42])

Bei dieser Irredenta-Begeisterung begegnet uns aber die Merkwürdigkeit, daß sie — aus völkerpsychologischen Gründen, die sich mit äußeren Erwägungen nur schwer erklären lassen — nach den verschiedenen in Frage kommenden Seiten ganz ungleich entwickelt war. Mit dem Verluste des von Italienern bewohnten 1786, von Genua an Frankreich verkauften, seit 1796 dauernd mit Frankreich vereinigten Corsica scheinen sich die Italiener völlig abgefunden zu haben. Ebenso wie damit, daß nicht sie, sondern die Engländer in dem italienischen Malta die Erben des Malteserordens geworden sind. Desgleichen gab es für das abgetretene Nizza Frankreich gegenüber keine wesentliche Irredenta; die Italien von unserer Seite vorgestellte Aussicht, im Anschluß an die Mittelmächte bei deren Siege dieses schöne Ländchen wiederzuerwerben, hat keinerlei Werbekraft bewiesen. Frankreich gegenüber ist es wohl altes, auf Kulturaustausch und gemeinsames romanisches Volkstum gegründetes Zusammengehörigkeitsgefühl, das trotz mancher politischer Gegnerschaft Sympathien zwischen beiden Völkern schafft, wie sie zu den Germanen des Nordens nicht bestehen. Ungern empfand Italien die Zugehörigkeit der italienischen Teile der Schweiz zu letzterem Staate; aber da diese Italiener großenteils selbst gar nicht zu Italien wollen, so blieb diese Frage ein politisches „noli me tangere". Ganz anders war es aber mit den Gebieten italienischer Sprache, die noch zu Österreich gehörten. Vor allem mit dem Bereich des Bistums Trient, das die Etsch aufwärts bis zu den Engen von Salurn seit alter Zeit von Italienern bewohnt wird.

Obwohl dies Land nie zu Italien gehört hat, war seine „Befreiung", d. h. Erwerbung durch Italien, seit langem die leidenschaftlichste Forderung der Italiener beiderseits der Grenze. Wobei die Begierde sich aber gleich über diese altitalienische Gegend hinaus weit in deutsches Gebiet von Südtirol erstreckte, in das die Italiener erst seit neuerer Zeit eingewandert und wo sie noch in starker Minderheit sind. Ähnlich begehrte Italien den Rest des oberitalienischen Tieflandes, den Österreich am Isonzo noch besaß. Ebenso endlich Triest und Istrien, obwohl dort nur diese Stadt selbst und einige Küstenorte italienische Bevölkerung haben, der Rest slovenisch ist, und obwohl der Bodengestaltung nach dies Gebiet nicht mehr zu Italien gehört, sondern den Charakter der Balkanhalbinsel trägt. Hier wirkte der alte Haß gegen die ehemaligen Fremdherrscher im Lande, die Österreicher, nach, gegen die der Italiener eine mindestens so tiefgewurzelte Grenznachbar-Feindschaft besaß, wie der Franzose gegen den Deutschen.

Dies glühende Begehren nationalräumlicher Abrundung ist einer der Gründe für Italiens Haltung im Krieg gewesen. Zwar hatte Österreich sich ja zuletzt entschlossen, Italien freiwillig weitgehende Zugeständnisse in dieser Frage zu machen, wenn es ruhig blieb. Italien wies dies ab. Vielleicht ist, neben den Zweifeln an Österreichs Ehrlichkeit dabei und neben der Begier, noch mehr zu bekommen, auch das Imponderabile des langen Hasses mit wirksam gewesen, der diese auch von der Entente ihm in Aussicht gestellten Dinge lieber dieser als den Österreichern verdanken wollte.

Zur Erklärung der Entscheidung Italiens können wir aber noch einige andere Beweggründe politisch-geographischer Natur heranziehen.

Italiens Seeküsten sind viel länger als seine Landgrenzen; es hat eine Menge ausgezeichneter Häfen und besitzt eine sehr günstige Mittellage im Mittelländischen Meer. Es scheint danach zu einer bedeutenden maritimen Entwicklung bestimmt. Und wir sehen ja in der Tat auch, wie Italien im Altertum ein See-Weltreich gegründet hat, das römische, dessen Wesen auf dem verbindenden Mittelmeer und dessen Beherrschung durch Italien beruhte. Wir sehen wieder im Mittelalter Italien an der Spitze der europäischen

Seeschiffahrt marschieren und glänzende Seeherrschaften, insbesondere Genua und Venedig, entwickeln. In der Neuzeit hat es aber gegenüber anderen Mittelmeermächten einen dieser Gestaltung entsprechenden meerischen Einfluß nicht erringen können. Italien ist ein einleuchtendes Beispiel dafür, daß, wie wir es bei der Betrachtung von England schon erkannten, die ausgeprägt maritime Lage nur dann ein Vorzug ist, wenn man das Meer hinreichend beherrscht. Ist das nicht der Fall, wird sie bei politischen Schwierigkeiten zum Nachteil. Die Herrin des Mittelmeeres ist England und hält dadurch gerade nun Italien in seinen Fesseln. Italiens ganzer Seeverkehr ist gegen Englands Willen nicht möglich. Italien erzeugt schon unter anderem nicht Getreide genug, um ohne Einfuhr leben zu können. Wird diese Einfuhr vom Lande her, wie es in diesem Kriege infolge der Blockierung Mitteleuropas geschah, unterbunden, so ist es ganz auf die Seezufuhr und die Gnade Englands angewiesen. Dies kann ihm die Nahrung schon in Gibraltar und Suez sperren und es aushungern. Außerdem liegt eine Reihe der wichtigsten Städte Italiens hart an der Küste, unmittelbar unter den Kanonen englischer Schiffe, unschützbar bei dem Mangel einer ebenbürtigen Flotte. Dasselbe ist mit seinen Hauptbahnlinien der Fall. So ist Italien tatsächlich auf ein gutes Einvernehmen mit England gestellt und hat ein solches auch immer gesucht. Seit es seine Besitzungen am Roten Meer hatte, zu denen ihm England an beiden Enden dieses Meeres den Zugang völlig verschließen kann, war das noch gesteigert. Italien konnte unter diesen Gesichtspunkten vielleicht es wagen, in dem Weltkriege eine Neutralität durchzuführen, auf die Wahrscheinlichkeit hin, daß es im Lauf der Zeit wie Griechenland behandelt worden wäre; aber am Krieg gegen England — und Frankreich dazu — konnte es kaum sich beteiligen. Bis zu diesem Grade hätten wir Italiens Verhalten auch wohl begriffen und gebilligt.

Zu diesen Zwangsgründen für Italien traten aber geographische Lockungen weitergehender Art noch hinzu, die seine Begierden aufpeitschten. Als Frankreich sich seinerzeit auf dem tunesischen Gegengestade festgesetzt hatte, auf das die eigene Hand zu legen der neu entstandenen italienischen Großmacht so naturgemäß erschien, wie seinerzeit den Römern die Unterwerfung des kartha-

gischen Besitzes, wirkte die Kränkung so stark, daß sie den alten Gegensatz gegen Österreich eine Zeitlang überwinden konnte. Italien schloß sich mit Deutschland und Österreich zum Dreibund zusammen. Es ist aber wohl zu beachten, daß das damals mit Einverständnis von England, dem alten Gegner Frankreichs, geschah. Von dem Zeitpunkt an, wo diese Gegnerschaft aufhörte, ja sich in eine Freundschaft verwandelte, die sich immer schärfer gegen Italiens beide Dreibundsgenossen wendete, wurde Italiens Bundestreue im Dreibunde zweifelhaft. Sie wurde es um so mehr, als die Ententegenossen ihm überseeische Gebietserweiterungen vermitteln oder in Aussicht stellen konnten, zu denen die Dreibundsgenossen nicht in der Lage waren ihm zu verhelfen. War auch das unmittelbare afrikanische Gegengestade Italiens in Tunis verloren, so schufen ihm England und Frankreich Ersatz, indem sie damit einverstanden waren, daß Italien die Türkei überfiel und die auch immerhin noch gegenüber gelegene libysche Küste zwischen Tunis und Ägypten ihr entriß. Auch hierbei hat Italien keine besonderen Lorbeern geerntet: Die Festsetzung in Tripolitanien kostete es gegenüber dem tapferen Widerstande der Türken und Araber unerwartet große Opfer, und es faßte doch nur eben an der Küste festen Fuß. Ferner auf einer Anzahl von Inseln an der Südwestecke von Kleinasien, dem „Dodekanes". Diese Gewalttat brachte Italien in scharfen Gegensatz zur Türkei, und hiermit auch zu Deutschland, dessen politisches Programm ja gerade die Erhaltung und Kräftigung der Türkei geworden war. Die Entente scheint demgegenüber Italien bei einer Aufteilung der Türkei noch ein weiteres Gebiet in Kleinasien in Aussicht gestellt zu haben. In geschicktester Weise wurde es so Italien immer mehr nahe gelegt, sich der großen politischen Einkreisung Deutschlands anzuschließen. Und schon auf der Algeciras-Konferenz trat die Geneigtheit Italiens dazu hervor.

Neben die auf das östliche Mittelmeer gerichteten territorialen Ausdehnungswünsche Italiens traten endlich die auf die Adria bezüglichen und wirkten in derselben Richtung gegen die Dreibundgenossen. Zu Italiens Ehrgeiz gehörte es auch, das Adriatische Meer zu einem „mare clausum" unter rein italienischer Herrschaft zu machen, ein „Dominium maris Adriatici"

zu schaffen. Durch die Besetzung von Valona im gegenüberliegenden Albanien hatte es schon die schmale Eingangsstraße von Otranto in der Hand. Es begehrte aber auch die Küsten von Dalmatien mit ihren ausgezeichneten Häfen; unter Berufung auf die alte italienische Kultur, die dort in einer Reihe von Küstenstädten besteht. Und zwar gingen seine rücksichtslosen Wünsche so weit, daß es außer Triest auch Pola und Fiume beanspruchte, d. h. also die Großmacht Österreich-Ungarn vollkommen von der See absperren wollte. Die Adria sollte ein rein italienisches Meer werden. Es ist klar, daß das nur durch einen Kampf auf Leben und Tod mit Österreich-Ungarn erreicht werden konnte. Denn dies waren die einzigen Ausgänge zum Meere, die dieser große und alte Staat besaß; für ihn ein unbedingtes Lebensinteresse.

Allerdings stieß Italiens Adriagedanke auch auf den Widerstand der Slawen, die Istrien und Dalmatien bewohnen, und der Serben, die ihrerseits ja auch einen Zugang zur Adria anstrebten. Die Verwickeltheit der Balkanprobleme brachte also hier auch einen Gesichtspunkt der Gegnerschaft gegen die mit der Entente gehenden Slawen hervor. Ob dieser Zwiespalt im Ententelager bereits eine Lösung gefunden hatte oder ob Italien gehofft hat, durch einen siegreichen Angriff auf Österreich in möglichst großem Umfange vollzogene Tatsachen zu schaffen, genug, es entschloß sich endlich, von seiner Scheinneutralität gegenüber Deutschland, die schon zu Anfang des Krieges die Franzosen hatte wissen lassen, daß sie unbesorgt ihre Truppen von der italienischen Alpengrenze fort gegen den Dreibundgenossen führen dürften, zu einem offenen Kampfe gegen den anderen Dreibundgenossen, Österreich, überzugehen.

Die Vereinigten Staaten

Wir kommen zur letzten „Großmacht", die mit uns in Krieg trat, und die, weil sie selbst frisch in der Periode unserer beginnende Erschöpfung eingriff, uns den eigentlichen Rest gegeben hat. Auch das Verhalten der Vereinigten Staaten von Amerika hat in Deutschland Überraschung und Enttäuschung hervorgerufen; und nicht nur das Volk, sondern auch viele unserer führenden Poli-

tiker scheinen sich durchaus irrigen Meinungen darüber hingegeben zu haben.[43])

Wir hatten anfänglich alle eher auf eine Sympathie für unsere Sache gerechnet. Dachten wir doch daran, daß die Neuengland-Staaten sich erst durch erbitterten Kampf von England hatten freimachen können, und daß Englands Hoffnungen, die alte Kolonie doch noch einmal zurückzugewinnen, eigentlich niemals ganz aufgegeben gewesen sind. An die rücksichtslose Ausübung der Seeherrschaft Englands gegenüber Nordamerika in der Folgezeit nach der Befreiung. An den verheerenden Krieg, den England dann 1812/14 wiederum führte, unter barbarischer Verwüstung des Kapitols in Washington und Zerstörung der aufblühenden amerikanischen Handelsflotte. An die schroffe Parteinahme Englands für die Südstaaten im Bürgerkriege und ihren Verleumdungsfeldzug gegen den Präsidenten der Union, Abraham Lincoln, „der nach derselben Schablone gearbeitet war wie der heutige gegen unseren Kaiser".[44]) An die Gegensätze, die sich aus der Monroedoktrin und den großamerikanischen Plänen Nordamerikas zu Englands unbequemem Kolonialbesitz in der neuen Welt (außer Kanada besonders zu der vor ihrer Ostküste gelegenen Seezwingburg der Bermudas-Inseln sowie den im Panamakanal-Wege gelegenen Bahamas und Jamaica) ergaben. An die bedenkliche Nebenbuhlerschaft des englischen Schützlings Japans im Großen Ozean, die durch einen Sieg der Entente doch nur noch bedrohlicher werden konnte. An die steigende Notwendigkeit für die Union, mit Hinblick auf ihre immer großartiger werdende Seeausfuhr die Gefahr einer so absoluten Seeherrschaft wie die englische zu beseitigen; zumal da diese Handelskonkurrenz ja gerade England zu überflügeln im Begriff stand! Auf der anderen Seite dachten wir daran, wie stark der Anteil der Deutschen an der Mischung der nordamerikanischen Bevölkerung war, und wie hoch deren Beitrag zu der wirtschaftlichen Tüchtigkeit des Volkes drüben selbst geschätzt wurde. Auch den bedeutenden irischen Anteil an dieser Bevölkerung und seinen Einfluß buchten wir für uns wegen seines furchtbaren Engländerhasses. Wir lebten des Glaubens, daß zu der Erinnerung alter historischer Freundschaft aus der Zeit, wo friederizianische Offiziere das junge

Befreiungsheer Nordamerikas aufbauen halfen, neue Freundschaft getreten sei durch gewisse Liebenswürdigkeiten der jüngsten Zeit, wie die Verwöhnungen Roosevelds und seiner Familie hier und drüben, die Empfänge amerikanischer Multimillionäre, die Austauschprofessoren usw.

Wir haben uns vollkommen geirrt. Nordamerika empfand gefühlsmäßig von vornherein mehr gegen als für uns, und diese Stimmung steigerte sich unausgesetzt, bis die öffentliche Meinung drüben geradezu von einem Wutrausch gegen uns beseelt war und von einem ähnlichen Vernichtungswillen wie Frankreich oder England.

Fragen wir nach den Gründen, die von vornherein stärker waren als alle die angeführten für uns sprechenden, so versagen hier die materiellen, von Machtinstinkten, Sicherungsbedürfnissen, Nebenbuhlerschaften [45]) ausgehenden Erwägungen anscheinend so gut wie völlig. Denn Deutschland stand ja gerade Nordamerika nirgends im Wege, bildete in keiner Weise eine politische Bedrohung. Wenn nordamerikanische Blätter das Gespenst einer deutschen Invasion an die Wand malten, so kann man das doch tatsächlich nicht anders erklären, denn als eine wahrscheinlich mit englischem Gelde erwirkte Beschwindelung politischer Kindsköpfe.

Es scheint, als ob hier das bekannte Wort: „Blut ist dicker als Wasser" richtiger gewesen ist als für uns und England. Die alte, durch immer neue Zuwanderung aufrecht erhaltene Stammesgemeinschaft des größten und maßgebenden Teils der nordamerikanischen Bevölkerung mit den Engländern hat doch eine unwillkürliche Sympathie zwischen Nordamerika und England bewirkt. Engste Kulturgemeinschaft durch die gemeinsame Sprache und Literatur kamen hinzu. Auch die starke Versippung der englischen Aristokratie mit der amerikanischen Plutokratie, deren Einfluß in beiden Ländern so groß ist, hat dazu gewirkt.

Amerika hielt zunächst eine Neutralität, die wir schon als eine Teilnahme gegen uns empfanden, weil sie in der Tat uns bereits die schwersten Nachteile brachte. Sein ungeheurer Geldreichtum und die gesamte, rasch sich darauf einstellende Waffenindustrie des mächtigen Landes stand den Gegnern, nicht uns zur Verfügung. Man kann bis hierher den amerikanischen Standpunkt noch verteidigen. Denn wenn es von England den Verzicht auf die Blok-

kade verlangt hätte, um auch uns diese Dinge liefern zu können, dann wäre es nicht neutral gewesen, sondern hätte einem der Kämpfer seine stärkste Waffe aus der Hand geschlagen. Die Ungerechtigkeit begann erst, als es darüber entrüstet zu werden anfing, daß wir mit unserem U-Bootkrieg dieselbe Waffe anwenden wollten. Als es für sich von uns freien Verkehr mit England beanspruchte, während es sich der englischen Absperrung seines Verkehrs mit Deutschland fügte. Um diese Zeit waren die kriegsgeschäftlichen Beziehungen Nordamerikas zur Entente bereits so groß geworden, daß sein finanzielles Interesse eine Niederlage der letzteren als seine eigene ansehen mußte. Es scheint einer unserer schwersten Fehler gewesen zu sein, daß wir es nicht auch für uns ähnlich zu interessieren verstanden haben. Die letzte Entscheidung fiel dann, als wir die maritime Einschließung Englands tatsächlich zu machen suchten auf die einzige Weise, die uns zu Gebote stand, durch den unbeschränkten U-Bootkrieg. Hier versagte sich Nordamerika vollkommen dem Gedanken, von dem wir selbst ausgingen, nämlich daß die Erklärung eines Kriegsgebiets zur See, mit allen Konsequenzen für den der es betritt, genau so berechtigt sein müsse wie zu Lande, wo dies Recht von niemandem bestritten wird. Unser unbeschränkter U-Bootkrieg gab das Signal zu Amerikas Eingreifen.

Wir haben hier einen sehr klar ausgeprägten Raumgrund vor uns: Die räumliche Umschließung Englands — und der übrigen europäischen Gegner — durch die von uns auf der Karte abgegrenzten U-Bootzonen und Nordamerikas Anspruch, sie frei durchfahren zu können.

Sonst lassen sich unmittelbare geographische Gründe für Nordamerikas Haltung kaum nennen. Mittelbare freilich auch hier genug. Daß Nordamerika überhaupt mit seinem alten Grundsatz der Nichteinmischung in europäische Verhältnisse brach, hing damit zusammen, daß auch für diese Großmacht die Zeit gekommen war, wo der natürliche Vergrößerungsdrang über seine Grenzen hinaus und die rasche Abnahme noch freien kolonisationsfähigen Bodens innerhalb seiner eigenen Landesgrenzen zu imperialistischer Machterweiterung trieben. Schon hatte es im Großen Ozean auf den Philippinen, den Sandwichinseln,

Samoa, den Marianen Fuß gefaßt, in Mittelamerika den Panamakanal in seinen Besitz gebracht und vollendet. Letzteres als ein rein staatliches Unternehmen, das die Wirksamkeit seiner Seemacht auf beiden Ozeanen verdoppelte und von niemanden anders denn als ein entschlossenes Bekenntnis zum Imperialismus aufgefaßt wurde. Die großartige Entwicklung seiner Weltmarktindustrie endlich mußte es ebenfalls zu immer entschiedener Anteilnahme an der großen Weltpolitik veranlassen.

Fischer in seinem gedankenreichen Buche „Kriegsgeographie", das, 1916, noch zur Zeit der nordamerikanischen unfreundlichen Neutralität geschrieben ist, möchte glauben machen, daß die damalige Sympathiestellung der Amerikaner für England gewissermaßen erzwungen würde durch die militärische Bedrohung, unter der es an seiner langen kanadischen Grenze von England her stehe. Er führt (S. 143 ff.) die geographische Ungunst dieser Lage aus; wie England auf dem Lorenzstrom leicht große Truppenmassen weit ins Innere werfen und von den Seen aus die Neuenglandstaaten mit Boston abschneiden, das Herz des Handels, New York, durch die Champlain-Senke erreichen, das Zentrum der Waffenindustrie bei Philadelphia erobern, von den unteren Seen aus die Industrie am Niagara, die Städte Detroit, Cleveland, Toledo zerstören, die Bahnlinien nach Chicago abschneiden könnte usw. Ich muß sagen, daß mir das wenig einleuchtet. Denn die hierfür verfügbare Heeresmacht der bereits in Europa über all ihr Erwarten in Anspruch genommenen Engländer war gewiß nicht größer als die der Amerikaner, die zudem hier an den Quellen ihrer Kraft saßen. Wie sehr man die Sache auch andersherum ansehen kann, zeigt Kjelléns Auffassungsweise, der ganz umgekehrt den Engländern das Gefühl zuweist, daß ihr kanadischer Besitz durch die Nachbarschaft der Union dauernd bedroht sei, und der daraus ein neuerdings vielfach zu beobachtendes politisches Zurückweichen vor dem ihm oft recht unbequemen, mächtig aufstrebenden Rivalen herleiten will, wie z. B. in dem kanadischen Grenzstreit von 1903. Dieses Zurückweichen ist in der Tat öfters erkennbar. Ich erinnere nur an die Geschichte des Nicaragua- und Panamakanals seit dem Clayton-Bulwer-Vertrag.[46])

Völkerpsychologische Stimmungen haben bei Nordamerika

unzweifelhaft eine besonders große Rolle in seiner Entscheidung zum Kriege gespielt. Auch diese werden sich vielfach auf geographische Ursachen zurückführen lassen. Ein Beispiel dafür schwebt Fischer vor, wenn er in dem erwähnten Briefe ausführt, im Grunde seien dem Amerikaner diese ganzen europäischen Händel lange Zeit doch sehr viel weniger wichtig gewesen, als wir immer glauben. Wichtig sei ihm in der Welt nur sein eigenes Land; er verachte im Grunde alles andere. Englands Blockade unterband zwar seinen Verkehr mit Deutschland, aber der war doch nie so erheblich gewesen wie der mit den Ententevölkern; und man machte mit diesen durch den Krieg ein Bombengeschäft, das dies wettmachte. Wenn jedoch Deutschland sich erlaubte, durch seinen U-Bootkrieg — ohne ein entsprechendes Entgelt — dem Amerikaner das unveräußerliche Menschenrecht zu beschränken, spazieren zu fahren, wo es ihm gerade beliebte, so war das eine ungeheuerliche Anmaßung. Ohne Zweifel, meint Fischer, ist diese Geringschätzung und Verständnislosigkeit für jeden nichtamerikanischen Standpunkt mit begründet durch die Geographie des Landes und die räumliche Größe aller seiner Verhältnisse; seine ungeheuren Weiten, neben denen die europäischen Staaten ihm als Kleinkram erschienen. Ferner durch die beispiellose Ausstattung dieses Landes mit allen Naturschätzen, die es weniger als alle übrigen Großmächte auf andere angewiesen sein läßt und ihm in gleicher Weise die Möglichkeit einer sowohl landwirtschaftlich wie industriell selbständigen Entwicklung verleiht; durch das jugendliche Kraftgefühl, das aus der Unerschöpflichkeit seines Landes, der Weite seiner Möglichkeiten erwächst.

Aus solchen zu nicht geringem Teil im Geographischen wurzelnden naiven Empfindungen der Kraft und Jugendlichkeit und Voreingenommenheit des amerikanischen Volkes läßt sich auch ein Teil des Kreuzzugenthusiasmus [47]) erklären, mit dem die große Masse des Volkes den Krieg gegen eine seiner Meinung nach verrottete und versklavte Gruppe von Europäern verlangt hat.

Der Rest

Siebenundzwanzig Staaten haben den Frieden zu Versailles mit uns geschlossen. Sie bezeichnen sich selbst dabei als die alli-

ierten und assoziierten Mächte. Erstere sind: die Vereinigten Staaten von Amerika, das Britische Reich, Frankreich, Italien und Japan; letztere: Belgien, Bolivia, Brasilien, China, Cuba, Ecuador, Griechenland, Guatemala, Haiti, Hedschas, Honduras, Liberia, Nicaragua, Panama, Peru, Polen, Portugal, Rumänien, Serbien-Kroatien-Slavonien, Siam, die Tschecho-Slovakei und Uruguay. Es fehlen in diesem Aktenstück natürlich Rußland und das politisch verschwundene Montenegro. Ferner auch Costarica.[47a]) Von den genannten haben allerdings verschiedene eigentlich nur die diplomatischen Beziehungen zu uns abgebrochen; einige nicht einmal das. Immerhin haben sich bis zum Friedensschluß im ganzen also 30 Staaten als unsere Kriegsgegner bekannt. Sieben von ihnen haben wir besonders behandelt. Erwähnt auch schon Serbien (wie es seinerzeit noch hieß).

Den Krieg mit Serbien hat Deutschland als Verbündeter der Österreicher schon bei Kriegsbeginn übernommen, wenngleich es erst in einem späteren Abschnitt des Krieges selbst dort mit eingriff. Wir sahen oben (S. 45) und werden bei Behandlung Österreichs näher darauf zurückzukommen haben (S. 99), wie Serbiens Streben nach einem „Großserbien", d. h. sein Drang nach räumlicher Ausdehnung, nach Vereinigung aller Serben zu einem Reichsgebiet und nach einem Zugang zum Meere und die räumliche Unvereinbarkeit dieser Wünsche mit den Lebensinteressen Österreichs die Quelle des Zusammenstoßes dieser beiden Staaten war. Und da hier der erste Funke aufglühte, den der Sturm der Leidenschaft dann rasch zum Weltbrand emporblies, so liegt in diesem politisch-geographischen Problem in gewissem Sinne die entscheidende Ursache für den Ausbruch des lange drohenden Krieges.

Ähnlich klar liegen die Beweggründe für den Krieg der Rumänen gegen die Mittelmächte. Ländergier unzweideutigster Art, die Hoffnung, einen ähnlich mühelosen Erwerb wie durch sein Miteingreifen im zweiten Balkankrieg gegen einen schon zu Boden geworfenen Kämpfer zu machen, bestimmte die rumänische Regierung nach langem Abwarten, sich auf Österreich zu stürzen, als es dies Reich infolge der Brussilow-Offensive verloren glaubte. Daß Rumänien von Kriegsanfang einen Sieg Rußlands erwartet hat, geht aus seinem ganzen Verhalten hervor. Und gerade

bei ihm ist das psychisch schon durch einen einfachen Blick auf die Karte erklärbar. Ist doch seine eigene Ebene nichts anderes als ein unmittelbarer, räumlich winziger Bestandteil des osteuropäischen Tieflands, ohne jede schützende Grenze gegen Rußland, vergleichbar einem schmalen Landstreifen zwischen Gebirge und Meer. Mehr als auf irgendeinem Nachbarstaat mußte das Schwergewicht der ungeheuren Raumgröße Rußlands über alle Nachbarn auf das kleine an den Osthängen der Karpathen hingelagerte Staatsgebilde wirken.

Ein weiterer räumlicher Grund, der Rumänien sich gegen die Mittelmächte entscheiden ließ, war der Wunsch, die in Ungarn lebenden Rumänen seinem Nationalstaat anzugliedern. Hier lag ein unvergleichlich viel größeres von seinen Volksgenossen bewohntes Land, als in dem nach mannigfachem politischen Hin und Her seit 1878 russischen und bereits stark russifizierten Beßarabien.

Ein dritter lag in der Grenznachbar-Feindschaft gegen Bulgarien, das sich für die Mittelmächte entschlossen hatte. —

Alle die übrigen Staaten, die sich nacheinander noch unseren Gegnern anschlossen, können wir kurz zusammenfassen. Auf sie wirkte die erwähnte Suggestion der Weltkarte (S. 57), und außerdem spielte für fast ihrer aller Teilnahme gegen uns noch zweifellos eine höchst einfache geographische Tatsache mit: sie lagen so weit weg von uns. Wir konnten nicht an sie heran; sie waren in der Lage, sich völlig gefahrlos bei den voraussichtlichen Siegern lieb Kind zu machen oder sich an dem Raube deutscher Schiffe und Handelswerte zu beteiligen.

Die Mittelmächte

Die der Entente im Weltkriege gegenüberstehende Staatengruppe wurde unter dem Namen der Mittelmächte zusammengefaßt. Den Ausgangspunkt dafür bildete die europäische Mittellage der beiden Verbündeten Deutschland und Österreich-Ungarn. Späterhin wurde der Name ein rechter Ausdruck für die Tatsache, daß der gesamte Machtbereich der vier Gegner der Entente: Deutschland, Österreich-Ungarn, Türkei und Bulgarien durch die Blockade, wie eine Insel im Meer, im Innern eines geschlossenen Ringes feindlicher Machtbetätigung lag.

Wenn wir jetzt diese vier Mächte betrachten, so können wir uns wesentlich kürzer fassen, als vorher. Denn wir haben die verschiedenen Spannungszustände, die einen Gegensatz zwischen ihnen und den Ententemächten schufen, alle ja bereits entwickelt und brauchen sie hier nur noch einmal zusammenfassend zu berühren.

Österreich-Ungarn

Mit Österreich-Ungarn den Anfang zu machen, ist von selbst gegeben, da dieser Staat schon vor dem Kriege unser Bundesgenosse war, und da er eigentlich noch früher als wir selbst in den Krieg geraten ist. Denn aus dem Kriegszustand, in den Österreich mit Serbien schon vor der russischen Mobilmachung geraten war, hat sich durch die russische Mobilisierung der allgemeine Krieg entwickelt.

Die politische Einschätzung der österreich-ungarischen Monarchie als Großmacht war bereits vor dem Kriege, wie aus zahlreichen Veröffentlichungen jener Zeit hervorgeht, eine sehr zweifelnde gewesen. In geringerem Maße als von der Türkei, aber doch unverkennbar, wurde auch von ihr gesprochen, als ob es sich hier um ein wahrscheinlich unheilbar krankes, ein überlebtes Staatsgebilde handelte. Eine Art Überbleibsel aus einer abgeschlossenen Geschichtsepoche, mit staatlichen Formen, die vergangenen Staatsbegriffen angehörten und deshalb dem Untergange geweiht seien. Wir dürfen allerdings nicht verkennen, daß heute, nach vollzogener Auflösung, Stimmen dieser Art besonders laut und gewichtig erklingen. So allgemein wie heut die Überzeugung von Österreich-Ungarns Hinfälligkeit geworden ist, war sie vor dem Kriege doch noch nicht. Man konnte doch auch gegenteilige Ansichten hören, die, wie das bekannte Wort: „Wenn Österreich-Ungarn nicht da wäre, müßte man es geradezu erfinden", meinten, gegenüber den verwickelten völkischen, kulturellen und europäisch-politischen Fragen Südosteuropas sei die Existenz dieses Staatswesens die einzig mögliche Lösung. Und daß dem nicht so ist, soll angesichts des gegenwärtigen Chaos dort die Zukunft erst noch beweisen. Das muß man nicht vergessen, wenn man im übrigen heut der Meinung ist, unsere Bündnispolitik mit Österreich sei der eigentlich entscheidende Schritt auf unserer Bahn ins Unglück gewesen.

Unter den Gründen für diese Schwäche der Großmacht Öster-

reich-Ungarn werden vor allem zwei genannt. Die geringe geographische Einheitlichkeit des Erdraums, den der Staat einnimmt, und der Mangel völkischer Einheitlichkeit seiner Bewohner.

Zweifellos entsprach die Monarchie Österreich-Ungarn unter allen europäischen Staaten am wenigsten einer natürlichen geographischen Einheit. So gut wie alle nichtösterreichischen Geographen waren sich darüber einig, daß hier geographisch verschiedene Gebilde künstlich zu einer politischen Einheit zusammengeschmiedet waren. Robert Sieger, der in der ersten Kriegszeit diese Frage sehr eingehend und sorgfältig erörtert,[48]) gibt diese große Übereinstimmung auch zu, führt aber Urteile österreichischer Geographen (zu denen man zur Zeit der Äußerung auch Penck rechnen darf), die doch auch in der Entstehung und in dem historischen Zusammenhalt Österreich-Ungarns geographische Momente mit wirksam sehen wollen, und fügt diesen Stimmen seine eigene an. Er sieht natürliche geographische Grundlagen für die Entstehung der Monarchie auf diesem Erdraum in dessen engem natürlichen Zusammenhang mit dem übrigen Mitteleuropa. In der Vorherrschaft der Nordwest-Südostrichtung der Gebirge und Flußläufe, die dem politischen und kulturellen Wirken des deutschen Mitteleuropa nach Südosten einheitliche Wege wies. In der Aufgeschlossenheit aller, sonst wohl unter sich sehr verschiedenen, Teillandschaften des Reiches gegen das Wiener Becken hin und in ihrer natürlichen Verknüpfung miteinander durch dies, das das Zentrum des herrschenden Volksstammes, der Deutschen, wurde. In der Geschlossenheit der Gebirgsumrahmungen wenigstens für einen so großen Teil des Landes, daß er die überwiegende Macht werden und die darüber hinausreichenden Außenglieder in Abhängigkeit halten konnte. Und die gleichen Gründe haben nach Sieger auch den Bestand dieses Gebildes bewirkt.

Man wird ihm darin wohl Recht geben können. An sich macht ja schon die Tatsache selbst, daß dieser Staat sich so gebildet und auf diesem Raume lange geblüht hat, wahrscheinlich, daß so etwas nicht ganz gegen die Natur geschehen sein kann. Man erkennt den Grad der geographischen Natürlichkeit seiner Entstehung vielleicht noch besser, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Österreich-Ungarn des 19. Jahrhunderts doch nur eigentlich ein Teilgebilde

eines umfassenderen Staates gewesen ist, das Rudiment des vorherigen alten deutschen Reiches, das auch Deutschland mit umschloß. Nehmen wir dies hinzu (vollends unter Eingliederung des ehedem dazu gehörigen schweizerischen Mittelgebirgslandes und der holländischen und flandrischen Niederungen), dann sehen wir eine schon besser, wenn auch nicht vollendet, einheitliche Bildung vor uns. Zunächst also: Abdachung von den Alpen zu Nord- und Ostsee. Diesem natürlichen Gesamtgebilde gehört Ober- und Nieder-Österreich und auch Böhmen mit an, obwohl es durch seine Gebirgsumwallung stärker als andere Landschaften gegen das übrige abgesondert ist. Sein Wasserabfluß zur Elbe gleicht das größtenteils wieder aus. Alles dies hat sich früh zum Gebiet des deutschen Reiches zusammengeschlossen. Durch seine geographische Lage fiel diesem Reiche als eine Hauptaufgabe der Schutz der Kultur Mittel- und Westeuropas gegen die Gefahren zu, die vom Südosten her drohten, und umgekehrt die Ausbreitung der vorgeschritteneren Gesittung Mitteleuropas nach dieser Richtung hin. Die Lösung dieser Aufgabe ist ganz wesentlich bestimmt worden durch den geographischen Bau der Übergangslandschaft zur Balkanhalbinsel. Vor allem war es der Flußlauf der Donau, der hier, und solange historisches Licht auf diese Gegenden fällt, bedeutungsvoll gewesen ist. Oder nicht eigentlich der Fluß selbst, der als Verkehrsstraße nicht die Bedeutung besitzt, die der bloße Blick auf die Karte ihm zuschreiben möchte. Wohl aber die eigentümliche Senkungslinie, die den Nord- und Ostfluß der Alpen und der Gebirge der Balkanhalbinsel begleitet und zu einem großen Teil von ihr durchflossen wird. Dieser Niederungsgürtel ist immer ein Weg der Völkerverbindungen gewesen. Er hat eine innige geographische Verknüpfung des südöstlichen Deutschland mit dem weiten Südosten geschaffen und ist dadurch die Hauptursache der Entstehung des österreich-ungarischen Staates geworden. Als ein Teil zunächst, als eine Ausdehnung des deutschen Reiches, ist es entstanden. In dieser Betrachtungsweise hat es eine höhere geographische Natürlichkeit, als für sich allein. Denn so können die Beckenlandschaften, die sich weiter anschließen: das oberungarische und das niederungarische, so können die Gebirgstäler, die sich nach dahin öffnen, als

ergänzende Anhängsel zu einem größeren Ganzen betrachtet werden, dessen überragendem Einfluß sie natürlicher zufielen, als irgendeinem anderen oder neben dem sie sich selbständig behaupten konnten. Im Zusammenhange mit dem übrigen Deutschland hatte das Wiener Becken wirklich auch eine höchst zentrale Verkehrslage, und es erscheint geographisch durchaus verständlich, daß der Mittelpunkt des deutschen Kaiserreiches sich hierhin verschob und hier mit hohem Glanze blühen konnte.

Es ist leider gewiß, daß die Politik der Habsburger im Lauf dieser Entwicklung das Wohl der westlichen Reichshälfte böse vernachlässigte. (Vgl. z. B. S. 115.) Dies rächte sich dadurch, daß diese letztere sich allmählich loslöste von der habsburgischen Monarchie. Sobald das geschehen war, da wurde die östliche Reichshälfte nun in der Tat zu einem geographisch unnatürlichen Gebilde. Die Zentrallandschaft Österreich, der Hauptsitz des die Hegemonie führenden Volksstammes, war sehr exzentrisch geworden und dieser war nun für eine solche Herrschaft nicht mehr groß genug. Die übrigen, zur Monarchie vereinigten Erdräume hatten nun verhältnismäßig zu große räumliche Bedeutung gewonnen und das geographisch Trennende ihrer Bildung fiel mehr als zuvor ins Gewicht. Nun erschien es gegen die Natur, daß Galizien, dieser jenseits des Karpathenwalles gelegene Teil des großen eurasischen Flachlandes, und die Berglandschaften Bosniens, dies unzweifelhaft den Gebirgssystemen der Balkanhalbinsel angehörige Gebiet, oder die süddeutschen Landschaften Vorarlbergs und die ausgeprägt mediterranen Küsten Dalmatiens zu einem Staatsgebilde gehören sollten. Und die große, geschlossene Beckenlandschaft Ungarns vollends erschien viel zu selbständig, um ein wirkliches dienendes Glied des Gesamtstaats sein zu können. Nun fiel ins Gewicht, daß hier mehr als irgendwo anders in Europa ganz verschieden geartete Klimate, Florenreiche, Bezirke verschiedener natürlicher Wirtschaftsbedingungen gewaltsam vereinigt wurden.

In diesem Sinne beruhte der österreichisch-ungarische Staat in der Gegenwart ausgesprochen wenig auf natürlicher geographischer Grundlage. Aber jene geographischen Ursachen, die zu seiner Entstehung geführt hatten, sehen wir doch auch in der jüngsten Vergangenheit noch wirksam

in dem immer noch lebendigen Zusammenhang mit dem deutschen Mitteleuropa. Trotz der endgültigen politischen Abtrennung im Anfang des 19. Jahrhunderts, trotz des offenen Kampfes mit Norddeutschland in seinem dritten Viertel, streben die Teile immer wieder zueinander. Jene nach Südosten weisenden Gestaltungen der landschaftlichen Elemente Mitteleuropas, die einst die deutsche Kultur und die deutsche Politik diesen Weg gewiesen haben, lassen genau die gleiche Wirkung auch in der Neuzeit erkennen. Sie eben haben auch der Politik des neuen deutschen Reiches wieder ihre Haupttendenz nach Südosten gegeben; sie haben, an Stelle des ehemaligen Gesamtreiches, das feste „Nibelungen"-bündnis zwischen Deutschland und Österreich schaffen helfen. Wenn diese Tendenzen und wenn dieses Bündnis ein Kardinalfehler unserer Politik gewesen sind, so stoßen wir auch hier auf tiefliegende geographische Triebkräfte dafür.

Zum gleichen Ergebnis führt uns auch die Betrachtung der völkischen Uneinheitlichkeit Österreich-Ungarns. Auch diese tritt in ihrer Verhängniskraft erst hervor seit der Trennung vom übrigen Deutschland. Bis dahin bildeten die österreichischen Deutschen einen Teil eines sehr viel größeren deutschen Gesamtvolkes und überragten durch diesen völkischen Rückhalt die anderen Völker ihres Reiches nicht nur an Kultur, sondern auch an Volkszahl so sehr, daß diese daneben keine Rolle spielen konnten. Es war möglich und natürlich, daß die Deutschen die Hegemonie über sie führten. Seit der staatlichen Trennung der österreichischen Deutschen von den übrigen ist das anders geworden. Seitdem hatten sie zwar noch die größte Ziffer unter allen den Völkern der Monarchie, aber diese Überlegenheit war sehr gering. Vor dem Kriege zählten unter den Völkern der Monarchie die Deutschen etwa 12 Millionen, die Magyaren 10, die Tschechoslaven 8,5, die Polen 5, die Ruthenen 4, die Rumänen 3,2, die Kroaten 3, die Serben 2, die Slovenen 1,3, die Italiener einschließlich der Ladiner und Friauler 0,8 Millionen.[49]) Sonach hatten die Deutschen nur noch zwei Millionen mehr als die Magyaren, dreiundeinhalbe Million mehr als die Tschechoslaven. Darauf läßt sich keine Führerschaft gründen, selbst bei der größten kulturellen Überlegenheit nicht.

Die Ziffern zeigen, daß in dem Völker-Kaleidoskop des Staates

keine Nation derartig vorherrschte, daß sie irgendwie von selbst das Rückgrat des Staatswesens bilden konnte. Im höchsten Grade ungünstig wurde diese Zusammensetzung der Völkerkarte Österreich-Ungarns von dem Zeitpunkte an, wo die Bewegung des modernen Nationalismus diese Völker ergriff und sie gegeneinander hetzte.

Gerade bei den Völkern Österreich-Ungarns zeigen sich die charakteristischen Erscheinungen des aufkommenden Nationalismus am allerschärfsten. Österreichische Politiker haben, als das leidenschaftliche Gegeneinanderstreben aller gegen alle immer deutlicher wurde, einen Trost in dem Gedanken finden zu können geglaubt, daß alle diese Nationen und Natiönchen doch zuletzt ihr eigenstes Interesse im Bestehen des österreichisch-ungarischen Gesamtstaates erkennen müßten, weil sie jede für sich alleine nicht lebensfähig seien. Das ist der Sinn des Wortes, daß man Österreich-Ungarn erfinden müßte, wenn es nicht da wäre. Und daß sie deshalb allmählich doch Vernunft annehmen und ihre Obstruktion aufgeben, ihre zentrifugalen Bestrebungen eindämmen, ihren nationalen Egoismus wenigstens soweit begrenzen würden, daß der Bestand der Monarchie nicht ernsthaft gefährdet würde. Allein Vernunft und Überlegung regieren durchaus nicht immer die Völker, und die letzten Jahrzehnte der inneren Geschichte Österreichs zeigen uns ein stetiges Anwachsen der völkischen Schwierigkeiten, die für die Monarchie immer selbstmörderischer wurden. Der Gegensatz der beiden stärksten Nationen im Staate, der Deutschen und der Magyaren, hatte bereits zu einer so ausgeprägten Zweiteilung der Gewalten geführt, daß man kaum noch von einem einheitlichen Staatswesen reden konnte. Immerhin fühlten die von der österreichischen Hegemonie leidenschaftlich losstrebenden Magyaren doch wohl wirklich, daß außerhalb des Habsburgerstaates kein Halt für sie sei. Anders bei den übrigen Völkern, die außerhalb dieses Staates Anverwandte und Stützen sahen. Am wenigsten war der letztere Umstand noch bedenklich bei den Polen, die sich unter österreichischem Zepter ungleich wohler fühlten, als das Gros ihrer Stammesgenossen unter russischem. Dagegen strebten die Ruthenen zu den Russen, die Rumänen Siebenbürgens zu den transkarpathischen Ru-

mänen, die Italiener der Adriaküste und Südtirols zu Italien, die Serben und Kroaten zu den freien Serben, und die Tschechoslaven, wenn sie sich auch als eine selbständige Völkerschaft ansahen, fühlten sich doch zu dem Allslaventum hingezogen und zu Rußland, dessen Führer, als ihrem natürlichen Bundesgenossen. Ein allgemeines Auseinanderstreben fand statt. Mit Recht sagte Kjellén, daß dem Staate Österreich-Ungarn eine Volksseele mangle, daß er kein völkisches Persönlichkeitsziel habe.[50])

Wie aus der natürlichen Geographie des Landes sich der politische Wiederanschluß an das Deutsche Reich ergab, so wirkte auch die Lage der Bevölkerung ebendahin. Denn je schwieriger die Stellung der Deutschen in Österreich wurde, um so natürlicher war es, daß sie Anlehnug an Deutschland suchten und soweit ihre alte, kulturell noch immer gerechtfertigte führende Hegemonie reichte, die Politik der Monarchie dahin lenkten. Die Tatsache, daß die größte nicht zum Deutschen Reich gehörige Menge an Deutschen in Österreich saß, in unmittelbarer räumlicher Angrenzung, ist der zweite ausschlaggebende Umstand für die Entstehung des deutsch-österreichischen Bündnisses gewesen. Um so wirksamer, als auch das Interesse der völkisch in Europa isolierten und von den Russen, den Rumänen, den Serben bedrohten Ungarn gleichfalls zum Anschluß an Deutschland trieb.

Wie wir früher (vgl. S. 32 und 57) Größe und Machtgefühl eines Staates schon allein als eine gewisse Mehrung der Kriegsbereitwilligkeit erkannten, so kann man umgekehrt offenkundige Schwäche auch als eine Begünstigung derKriegsgefahr ansehen; weil es in der Natur der Staaten wie der der natürlichen Organismen nun einmal gelegen ist, daß Schwäche des einen die Angriffslust des andern steigert. Die Erscheinungen der Krankhaftigkeit und Ohnmacht des inneren politischen Lebens Österreich-Ungarns und der Müdigkeit und freiwilligen Resignation, die daraus für seine äußere Politik vielfach zutage trat — es sei nur darauf hingewiesen, daß Österreich-Ungarn vor dem Kriege die einzige Großmacht war, die keine überseeischen Besitzungen hatte und auch keine anstrebte —, verstärkten die Begehrlichkeit der Nachbarn und machten ihre Ansprüche ihm gegenüber kühner und trotziger.

Einige dieser Ansprüche, die ausgesprochen geographischer Natur sind, haben wir bereits ausführlich betrachtet: Die der Rumänen auf Angliederung ihrer Stammesgenossen an Rumänien; und die der Italiener auf Südtirol und die österreichischen Adria-Landschaften. Beide Forderungen verletzten Lebensinteressen der Monarchie. Die erstere hätte große Teile Ostungarns losgerissen, die letztere hätte dem Staat den einzigen Zugang zum Meere genommen. Ohne einen Kampf auf Leben und Tod war weder das eine, noch das andere zu erreichen.

Dringlicher aber und noch gefährlicher als diese beiden Probleme, das rumänische und italienische, wurde im Lauf der letzten Jahre für den Bestand der Monarchie das slavische. Von seiten der nördlichen Slaven Österreichs, der Tschechen, bestand diese Gefahr nur in der zunehmenden Lähmung des inneren Staatslebens, weil die Tschechen geographisch ganz und gar innerhalb des Staatsbereiches wohnten und nicht die Vereinigung mit einer anderen Außenmacht anstrebten. Anders auf seiten der Südslaven, der nahe miteinander verwandten Serben und Kroaten Österreich-Ungarns. Diese hatten ihre Stammesbrüder, in unmittelbarer Berührung mit ihnen, jenseits der Südgrenze in dem selbständigen Königreich Serbien.

Zu Serbien stand Österreich-Ungarn in natürlicher Gegnerschaft. Die geographische Gestaltung des Landes und alte historische Tradition wies Österreich-Ungarn, wenn es überhaupt dem naturgemäßen Ausdehnungsdrang der Staatsgebilde sich hingeben wollte, vorzugsweise in die Richtung nach Südosten. Das Tal der Morawa und das Wardartal lenkten den eingeschnürten Staat auf die Bucht von Saloniki und damit auf einen zweiten Zugang zum Meer. Hier aber lag Serbien quer vor, und seine Bewohner empfanden sich infolgedessen als natürliche Feinde Österreich-Ungarns. Seit dieses Bosnien besetzt und zuletzt förmlich sich angegliedert hatte, ein Land, auf das sie ein völkisches Anrecht zu haben glaubten, doppelt. Sie sahen hierdurch ihrerseits den für sich erhofften Ausgang zum Meere verbaut. Seit in den beiden Balkankriegen der jüngsten Vergangenheit das Königreich Serbien so unerwartet an Umfang gewachsen war, flogen die Zukunftsträume dieses leidenschaftlich vom Nationalismus ergriffenen Volkes vollends hoch. Es träumte,

wie wir sahen, von einem Großserbien, dessen Zustandekommen zur Vorbedingung hatte, daß die sämtlichen dem österreichisch-ungarischen Staatsverbande angehörigen Serben (und Kroaten) dem Königreich Serbien angegliedert wurden.

Die Gefahr für Österreich war sehr groß; Österreich durfte Serbien nicht noch mächtiger werden lassen, ohne seinen eigenen Bestand ernstlich in Frage zu stellen. Durch die Schaffung des Fürstentums Albanien gelang es ihm, den Serben auch nach ihrer Vergrößerung weiter im Süden den Zugang zur Adria zu wehren. Aber der Gegensatz wurde dadurch natürlich nur noch schärfer. Das serbische Problem ist die Hauptsorge der österreichisch-ungarischen Politik der letzten Jahre gewesen. In welcher Weise Franz Ferdinand ihr zu begegnen versuchte, haben wir berührt (S. 45).

Verschärft wurde nun die Gefahr dadurch, daß die Serben aufs unzweideutigste die Unterstützung Rußlands fand, sowohl weil diesem Staate der Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie politisch im Wege war, in Galizien, in der Bukowina, bei seinen Plänen auf der Balkanhalbinsel, wie auch, weil es sich moralisch als Schutzherr der slavischen Völker verbürgt hatte.

Es scheint, als ob das serbische Problem kurz vor dem Kriege für Österreich in ein entscheidendes Stadium getreten war. Die Ermordung Franz Ferdinands und seiner Gemahlin kennzeichnet die Erbitterung der politischen Leidenschaften. Gerade wenn Österreich noch weiter Schwäche zeigte, war zu besorgen, daß dann das Übel unheilbar werden würde. Das ist jedenfalls der Grund dafür, wenn die Politik von Berlin es zu einer energischen Haltung drängte. Denn auch für uns, die wir von Gefahren rings umgeben waren und nur in dem Respekt vor unserer Kraft eine Gewähr für unsere eigene Sicherheit sehen konnten, war es von größter Wichtigkeit, daß die Meinung von dem Marasmus unseres einzigen sicheren Bundesgenossen sich nicht noch mehr festsetzte.

Österreich muß für sich selbst gefühlt haben, wie begründet diese Besorgnis war. Nach langer zaudernder und resignierender Haltung in seiner äußeren Politik raffte es sich gegenüber Serbien plötzlich zu einer so großen Schroffheit auf, daß man sieht, es wollte die serbische Gefahr jetzt bei den Hörnern packen und ihr

möglichst ein für allemal ein Ende machen. Demütigung oder Krieg, so lautete sein Entweder-oder für Serbien; in einer Form, die wie es scheint über das hinausging, was die deutsche Politik gewünscht hatte. Zweifellos hoffte Österreich-Ungarn, ebenso wie Deutschland, daß diese Streitsache eine innere Angelegenheit zwischen Serbien und der habsburgischen Monarchie bleiben würde. Rußland aber erklärte, daß damit das gleiche Entweder-oder auch ihm selbst gestellt würde. Und entschied sich für den Krieg durch Mobilisierung gegen Österreich. So kam die große Lawine in Bewegung! Wie wenn bei einer überkalteten Teichfläche ein Stein ins Wasser geworfen wird und nun rasch von da aus nach allen Seiten die Eiskristalle zusammenschießen, so gab der kriegerische Ausbruch des serbisch-österreichischen Konflikts den Anstoß, daß nun mit einem Male alle die latenten Spannungen der Weltlage sich auslösten und den Erdteil rasch mit kriegerischen Gruppierungen überdeckten, die in Wahrheit längst vorbereitet waren.[51]) Welcher Akt der eigentlich entscheidende, unwiderstehliche für die Entwicklung des österreichisch-serbischen Konflikts zum Weltkriege gewesen ist, Österreichs Kriegserklärung selbst oder die russische Mobilisation oder Deutschlands Antwort darauf oder Frankreichs und Englands diplomatische Haltung dabei, und ob dieser Akt vermeidlich gewesen wäre, das sind Fragen, die der diplomatischen Geschichte der letzten Tage angehören und hier nicht betrachtet werden.

Die Türkei

Die Türkei war nach dem Ausbruch des Krieges zunächst neutral, und die Entente gewährleistete ihr feierlich ihren Besitzstand, wenn sie das bleiben würde. Unsere Frage ist hier also: welche geographischen Ursachen trugen dazu bei, daß doch auch sie mit in den Krieg eintrat, und zwar auf unserer Seite?

Das Reich der Osmanen ist ein asiatisches Erobererreich aus einer vergangenen Zeit, wo die europäische Rasse noch nicht so wie heute politisch und wirtschaftlich überlegen war. Was vor dem Kriege gegenüber Österreich-Ungarn noch vielen als ein geistreiches Paradoxon erscheinen konnte, war gegenüber der Türkei Allgemeinurteil: es war ein Staatswesen aus einer überwundenen Geschichtsepoche,

das sich entweder in seinem Gefüge von Grund aus ändern oder zerfallen mußte. Tatsächlich befand sich die Türkei ja auch schon seit Jahrhunderten in einem offensichtlichen politischen Niedergang begriffen, sowohl in bezug auf seinen Gebietsumfang wie hinsichtlich seiner inneren Verhältnisse. Schwer war es der Gegenwart schon geworden, sich vorzustellen, daß Österreich einst Europa hinter den Mauern Wiens gegen den Türkensultan verteidigen mußte.

Noch immer war aber der räumliche Umfang des osmanischen Reiches sehr groß und der natürliche Wert seiner Besitzungen desgleichen. Noch am Anfang unseres Jahrhunderts zeigt eine politische Karte von Europa, Vorderasien und Nordafrika, die den Umfang des Türkenreiches de jure — nicht de facto — darstellt, dieses in imposanter Raumgröße: Es umfaßt da noch immer ungefähr die Hälfte der Gestadeländer des Mittelländischen Meeres; mit Ausnahme von Griechenland gehört die gesamte Meeresumrahmung von der Meerenge von Malta und dem Ausgang der Adria ostwärts ihm zu. Ebenso die Südhälfte des Schwarzen Meeres, die halbe West- und die ganze Ostumrahmung des Roten Meeres und ein Teil der Küsten des Persergolfs, einschließlich der gemeinsamen Mündung des Euphrat und Tigris. Die glänzendste geographische Verkehrslage, die sich denken läßt, ist ihm damit zu eigen. Es ist auf dieser Karte Herr der wunderbarsten Meeresstraßen und der historisch berühmtesten Verkehrszentren, Durchgangsländer und geographisch begünstigten Machtsitze. Es ist noch immer der Erbe von Byzanz und hält wie dieses einst das Seetor ganz Osteuropas in Händen und die Brückenwacht für den Verkehr zweier Erdteile. Es ist der Erbe Alexandriens und des Zugangs zum Roten Meere, der seit Schaffung des Suezkanals alte Träume der Pharaonen in ungeahnt großartiger Weise verwirklicht. Erbe auch der syrischen Schwelle Asiens, die seit den Phöniziern Jahrtausende hindurch den dort sitzenden Völkern durch Handelsvermittlung eine Quelle üppigen Reichtums gewesen ist. Mit den Oasen Tripolitaniens besitzt es neben der Nilstraße eine zweite Pforte zum Sudan. Mit dem Euphrat- und Tigriswege neben dem Roten Meere einen zweiten Hochweg nach Indien. Aber nicht nur als Durchgangsgebiet zu anderen sind seine Länder von Wert,

sondern auch an sich. Waren sie doch fast alle im Altertum Sitze glänzender Ackerbau- und Industriekultur; einige wie Ägypten, Mesopotamien, Kleinasien, Syrien und Palästina, die Gebiete ältester Kultur der Menschheit überhaupt. Daß der gegenwärtige kulturelle Tiefstand dieser Länder nicht in einer Änderung ihrer physischen Bedingungen, sondern nur ihrer historischen beruht, unterlag keinem Zweifel, und die neue wirtschaftliche Blüte Ägyptens unter der englischen Leitung bewies es. Mit den Randländern der arabischen Halbinsel besaß das Reich die heiligen Stätten der islamitischen Welt; der Sultan galt als Nachfolger der Khalifen. Klima und Boden machten weite Räume ausgezeichnet geeignet für den Anbau; sowohl von Getreide wie der für die moderne Industrie so begehrten Baumwolle. An unterirdischen Schätzen waren vor allem sehr bedeutende Petroleumlager bekannt. Kurz, wenn man den Umfang und die natürliche Ausstattung dieses Reiches betrachtete, so schien eine Reihe der glänzendsten Geschenke, die die Erdoberfläche als solche einem Volke als Macht- und Reichtumsgrundlage bieten kann, in seinen Händen zu liegen.

Aber die Geographie allein macht es ja nicht. Zu den Eigenschaften des Bodens, der das Staatswesen trägt, gehören die Eigenschaften des Volkes hinzu, die es aufbauen und leiten. Die osmanischen Türken haben sich wohl fähig gezeigt, dies Reich zu erobern, nicht aber es richtig zu verwalten. Und darum auch nicht auf die Dauer es sich selbst zu erhalten. Große Gebiete des eben ins Auge gefaßten Besitzes gehörten schon damals eben nur noch auf der Karte den Türken. Ägypten, samt dem Suezkanal, war, trotz der immer noch aufrechterhaltenen Vorstellung einer türkischen Lehnsoberhoheit, tatsächlich längst englischer Besitz. Das Innere Arabiens kümmerte sich um den Sultan gar nicht und zahlreiche andere Völkerstämme, wie die Kurden, wie große Teile der Balkanbewohner, ebensowenig. Und alles übrige wo der Machtwille der Pforte wirklich noch wirksam war, lag in Armut und kultureller Ohnmacht.

Neben der politischen und wirtschaftlichen Unfähigkeit des osmanischen Herrenvolkes lag dieser Zustand auch noch an einer ähnlichen geographischen Schwierigkeit, wie bei Österreich-Un-

garn an dem überaus ungünstigen Verhältnis der politischen zu der ethnographischen Karte des Reiches, der großen Vielgestaltigkeit der Bevölkerung.

Die herrschende Nation, die Osmanen Kleinasiens, waren ein Ackerbau- und Kriegervolk von politisch geringer Befähigung, das dieses Völkerchaos nicht zu meistern und zu opferwilliger Mittätigkeit an einem gemeinsamen Staatsinteresse zu erziehen verstand. Sie wollte das auch gar nicht, da sie von alters her ihre eigene Stellung nur als die eines rechtgläubigen Herrenvolkes über unterworfenen, nicht rechtsgleichen Ungläubigen auffaßte. Um diese Rolle durchzuführen, war sie aber weder an Zahl überlegen genug, noch an Kulturkraft und Reichtum der Aufgabe hinreichend gewachsen.

Das Problem war um so schwieriger, als der religiöse Gegensatz zwischen den herrschenden und nach ihrem Dogma politisch allein berechtigten Muhammedanern und den christlichen Nationen im Reich hier weit stärker war, als der Unterschied der Konfessionen in einem europäischen Staat. Ferner besaßen, wie in Österreich, verschiedene der Teilvölker außerhalb des Reiches Stammesgenossen, nach denen sie hinstrebten. So vor allem die Griechen der Küsten nach Griechenland; die Armenier zu ihren innerhalb der russischen Grenzen lebenden Stammesgenossen; die noch unmittelbar türkischen Bulgaren nach dem neuen Bulgarien. Auch die muhammedanischen Araber standen den Türken feindlich gegenüber; sie fühlten sich historisch als die eigentlich berechtigten Führer des Islam, und auch bei ihnen regten sich Gedanken einer altarabischen Vereinigung mit den nicht zum Türkenreiche gehörigen Stammesgenossen Asiens und Afrikas.

Seit Jahrhunderten befand sich das osmanische Reich auf rückläufiger Bahn, verringerte sich fortwährend sein räumlicher Umfang. Das ist schon bei anderen Großreichen das deutlichste Zeichen einer Krankhaftigkeit des staatlichen Organismus, ganz besonders aber bei einem islamitischen Erobererstaate, dessen eigentlicher Entstehungsgedanke die immer weiterschreitende Ausbreitung des Glaubens mit dem Schwerte gewesen ist.

Ist aber ein Staatsgebilde so offensichtlich widerstandsunfähig, dann wird die Raumgröße und der natürliche Wert seiner Besit-

zungen gerade zu einem Nachteil für ihn; dann wird die Begehrlichkeit der Nachbarn dadurch gereizt und die Unbotmäßigkeit widerstrebender Volksteile im Innern dadurch geweckt. In dieser Lage befand sich die Türkei in einem neuerdings immer wachsenden Maße. Mit raschen Schritten ging der Verkleinerungsprozeß weiter. Österreich-Ungarn annektiert 1908 Bosnien und die Herzegowina, Bulgarien erklärt sich unabhängig. Waren dies beides noch Gebiete, in denen die Türkei bereits vorher schon keine wirkliche Herrschaft mehr ausgeübt hatte, und ihre Abtretung mithin nur die öffentliche Formulierung eines bereis bestehenden Zustandes, so war Italiens Überfall auf das türkische Tripolitanien und die Cyrenaica 1911 nichts anderes als ein neuer Raubtiersprung auf ein anscheinend verteidigungsunfähiges Beutetier, aus dem ein Fetzen Fleisch herausgerissen werden sollte. Die unmittelbar darauf folgenden beiden Balkankriege 1912/13 machten dann der Herrschaft der Türkei auf der Balkanhalbinsel in noch viel weiterem Umfange ein Ende, drängten sie ganz vom Adriatischen Meere ab und ließen ihr von europäischem Boden nur noch einen ganz kleinen Rest, das unmittelbare Vorland von Konstantinopel. Hiermit wurde die Hauptstadt an den äußersten Rand des Reiches versetzt und aufs schwerste gefährdet.

Die Türkei mußte, wenn sie nicht völlig zusammenbrechen wollte, versuchen, ihr Staatswesen zu modernisieren und innerlich zu kräftigen. Schon 1908 hatte deshalb die jungtürkische Partei die absolutistische Herrschaft Abdul Hamids gestürzt und versuchte nun das Reich auf die Bahnen europäischer Reformen zu leiten. Zweierlei mußte vor allem geschehen: Die Verbesserung des Heereswesens und die Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte der Türkei. Beides konnte nur in Anlehnung an eine fremde Großmacht gelingen, die die intellektuelle Unterstützung und das fehlende Kapital hergab.

Unter den hierzu fähigen Mächten konnte für die Türkei aber nur eine solche in Frage kommen, in deren eigenem Interesse eine wirkliche Erstarkung der Türkei lag.[52])

Lange Zeit hindurch war England der Schützer der Türkei gewesen, obwohl gerade dies Land sich Ägyptens und späterhin auch Cyperns bemächtigt hatte. Es hatte aber die Türkei doch

wirksam vor der Ländergier Rußlands bewahrt. Englands Interesse an der Erhaltung der Türkei war vor allem in seinem Gegensatz zu Rußland begründet; es brauchte für seine Politik in Ägypten und Indien im Indischen Meere den trennenden Gürtel muhammedanischer Staaten: Afghanistan, Persien, Türkei gegen die große Landmacht Rußland. Es lag ihm nichts daran, sie zu stark werden zu lassen, denn dann konnten sie ihm selbst hinderlich werden; jedoch es war bestrebt, ihren territorialen Besitzstand zu erhalten. Bekanntlich begann sich aber die Hauptrichtung der englischen Politik im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zu ändern. Die Sorge vor Rußlands Wachstum in Asien verlor nach der Enthüllung und Besiegelung von Rußlands Schwäche im japanischen Kriege, wenigstens für die Gegenwart, ihre Bedeutung; sie trat hinter die vor Deutschlands wirtschaftlicher und politischer Nebenbuhlerschaft zurück. Der große Gegensatz England—Rußland, Menschenalter hindurch einer der bestimmenden für die Gruppierung der Weltmächte überhaupt, machte dem von England—Deutschland Platz. Diese neue Gefahr schätzte England so hoch ein — und das ist der schärfste Beweis für die Stärke des Gegnerschaftsgefühls gegen uns —, daß es sich bereit zeigte, Rußlands Wachstum um den Preis seiner Hilfe gegen Deutschland zu fördern. Es überantwortete ihm den ganzen Norden von Persien und es ließ deutlich erkennen, daß es die Türkei nicht mehr wirksam gegen Rußlands Vergrößerungsabsichten auf deren Kosten schützen würde. Ja selbst einen Kardinalpunkt seiner bisherigen Politik schien es fallen zu lassen imstande: seinen Widerstand gegen die russischen Pläne auf Konstantinopel und die Dardanellen. An einer wirklichen kriegerischen und wirtschaftlichen Erstarkung der Türkei konnte England um so weniger liegen, als eine solche ja seinen eigenen Interessen offensichtlich zuwiderlief. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß eine starke, leistungsfähige türkische Landarmee ohne weiteres eine Gefahr für Englands Stellung am Suezkanal und in Ägypten bedeuten mußte. Ebenso für seine Annexionspläne in Arabien und Mesopotamien und seinen Kairo—Kalkutta-Gedanken. Eine finanzielle Erstarkung der Türkei hätte dieser die Möglichkeit geboten, die Wiedererweckung der babylonischen Fruchtgefilde selbst in die Hand zu nehmen, die Englands Wunsch war. So trat es denn

in jeder Weise den Arbeiten zur Reorganisation des türkischen Heereswesens, der Gesundung der türkischen Finanzen, dem Ausbau seiner strategischen und wirtschaftlichen Bahnen hindernd in den Weg.

England war es also nicht, auf das die Türkei für seine Verjüngung zählen durfte.

Noch weniger war es Rußland, dessen unbezähmbarer Länderhunger gerade auf die türkischen Besitzungen sich richtete. Seit Katharina II. fühlte sich Rußland als religiöser Vorkämpfer des Christentums gegen die Türken und ihr Zurückdränger. Auf der Balkanhalbinsel betrachtete es sich als den Befreier der verwandten Slavenvölker vom Türkenjoch, jenseit des Kaukasus als Erlöser der christlichen Armenier. Vor allem aber gehörte ihm seiner Meinung nach von Rechts wegen Konstantinopel. Wie sehr dies und die Herrschaft über den Seeweg durch den Bosporus und die Dardanellen ein Angelpunkt seiner Weltpolitik war, haben wir zur Genüge betont. Auch von Rußland also war eine Stärkung der Türkei nicht zu erwarten.

Frankreichs Interesse an dem Schicksal des Osmanenreichs wurde wesentlich bestimmt durch sein engeres Verhältnis zu Rußland, durch die unbedingte, sklavische Gefolgschaft gegenüber diesem Bundesgenossen, die ihm sein Haß gegen Deutschland auferlegte. So war es weit davon entfernt, den türkischen Wünschen Rußlands entgegenzutreten, und so reichlich es sonst als „Weltbankier" anderen Nationen Kredit gewährte, den finanziellen Unterstützungswünschen der türkischen Regierung gegenüber zeigte es sich sehr zurückhaltend.

An Italien, den Räuber von Tripolis und den ägäischen Inseln des Dodekanes war vollends nicht zu denken; abgesehen davon, daß die Kapitalkraft dieses Landes zu gering war.

Das letztere traf auch auf Österreich zu, demgegenüber sonst der alte historische Gegensatz neuerdings überbrückt wurde durch die gemeinsame Gegnerschaft gegen die Serben.

So blieb allein von den Großmächten Europas Deutschland übrig. Hier aber traf zu, was für die Türkei notwendig war: Deutschlands junge Weltpolitik hatte ein wirkliches Interesse an der Erhaltung und Kräftigung der Türkei. Deutschland suchte

für die Betätigung seiner immer größeren Menschenmassen, seine immer sich steigernde Tatkraft, sein immer wachsendes Kapital auf der Erde ein Wirkungsfeld, das von den anderen Großmächten unabhängig war und gute wirtschaftliche Aussichten bot. Als solches erschien unserer neueren Staatsleitung das türkische Vorderasien. An eine Siedelung Deutscher konnten wir hier nur in einem beschränkten Maße denken, an eine Koloniegründung, die die politische Oberhoheit der Türkei beseitigt hätte, gar nicht; unsere geographische Lage, die fehlende Landverbindung und die ungünstige, durch englische, französische, italienische Gewässer führende Meeresverbindung schlossen diesen Gedanken aus; eine solche Kolonie wäre unhaltbar gewesen. Nur in friedlichem Sinne, nur wirtschaftlich konnten wir die Türkei als unsere Interessensphäre proklamieren. Taten wir das aber und ging die Türkei darauf ein, dann gebot unser eigenstes Interesse, alles zu tun, daß der Gebietsumfang der Türkei nicht noch mehr verkleinert wurde und daß das ganze Gebiet wirtschaftlich aufblühte.

So kam in den letzten Jahren die Freundschaft zwischen Deutschland und der Türkei zustande, auf der Grundlage einer wirklichen Gemeinsamkeit der Interessen. Wie natürlich diese Verbindung war, erhellt am besten daraus, daß sie den grundlegenden Wechsel der türkischen Regierungsform siegreich überdauerte. Ursprünglich war sie äußerlich als eine besondere persönliche Freundschaft zwischen Abdul Hamid und Kaiser Wilhelm II. aufgetreten, und als ein gemeinsames Interesse beider Regierungen an einer stark autoritativen Staatsform. Der Sturz Abdul Hamids und der absolutistischen Herrschaft durch die jungtürkische Revolution, die ihre Ideen sehr an französischen genährt hatte, schien deshalb auch zunächst das Verhältnis zu gefährden. Binnen kurzem war das aber überwunden, das Band zwischen Deutschland und der neuen Türkei stärker als je.

Beharrlich und wirksam hat in dieser Zeit Deutschland die Türkei gefördert. Ihr Heerwesen hat es durch deutsche Instrukteure modernisiert und den inneren Zusammenhalt des Reiches und seine Verteidigungskraft durch Unterstützung seiner strategischen Bahnbauten mit Kapital und Ingenieuren ungeahnt gesteigert. Die anatolischen Bahnen, die Hedschasbahn zu den heiligen

Stätten, die Anfänge der Bagdadbahn zur Verbindung mit dem fernsten Osten, dem wertvollen Zweistromlande, entstanden unter deutschem Rat und Einfluß und zu großem Teil mit deutschem Kapital.

Wir haben sowohl bei der Behandlung der Probleme der russischen wie der englischen Politik zur Genüge betrachtet, in welch einen tiefen Gegensatz uns das zu diesen beiden Großmächten brachte. Insbesondere ist es der Gedanke der Bagdadbahn gewesen, der trotz aller Vorsicht und Zurückhaltung der deutschen Politik diesen Gegensatz schuf[53]) oder besser geographisch offensichtlich machte. Die Richtung des erstarkenden deutschen Einflusses über Österreich und die Balkanhalbinsel nach Südosten, auf den Persergolf zu, steht in unlösbarem Konflikt mit der russischen Entfaltung über die Balkanhalbinsel und den Bosporus nach Südwesten und der englichen Entfaltung von Ägypten ostwärts über Arabien, Mesopotamien und Südpersien nach Indien.

Als der Weltkrieg ausgebrochen war und sich sofort in der Hauptsache als gegen Deutschland gerichtet offenbarte, schlug auch für die Türkei damit eine Schicksalsstunde. Die ihr von der Entente für ihre Neutralität gebotene Gewähr ihres Besitzstandes hatte eine geringe Bedeutung. Denn eine solche war ihr auch beim letzten Balkankrieg verheißen und nachher doch von den Mächten gebrochen worden. Und es war mehr als wahrscheinlich, daß der Preis des Zusammenhalts der Ententegenossen gerade Gebietserweiterungen und andere schwerwiegende Zugeständnisse in der Türkei sein würden. Vor allem war es ja klar, daß Rußland diesmal endlich die Erfüllung seines Sehnens nach Konstantinopel erwartete; das war ja eingestandenermaßen der letzte Grund seiner Feindschaft gegen die Mittelmächte. Auch Italien schienen für den Abfall vom Dreibund neue türkische Gebiete in Aussicht gestellt zu werden. Englands Stellung in Ägypten und Arabien mußte verewigt, die Hoffnung auf militärische Erstarkung der Türkei endgültig begraben werden, wenn Deutschland unterlag.

So entschied sich die Türkei zum Kriege an der Seite der Mittelmächte. Die geographischen Gegebenheiten, die diesen Entschluß gefördert haben, liegen auf der Hand.

Bulgarien

Als letzte Macht, längere Zeit hindurch von beiden Parteien umworben, hat sich Bulgarien auf die Seite der Mittelmächte gestellt.

Es war eine im höchsten Grade spannende Frage, wie sich Bulgarien entscheiden würde. Ob es durch Anschluß an die Mittelmächte die räumliche Verbindung schaffen würde zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn einerseits und der Türkei andererseits oder durch einen solchen an die Entente die Isolierung Rußlands im Süden aufheben und diesem einen freien Zusammenhang mit den westlichen Verbündeten gewähren würde. Man verglich Bulgarien mit einer Drehbrücke (Jäckh), die so oder so eine Verbindung herstellen konnte.

Bulgarien wurde die Entscheidung nicht leicht, und sicher sind auch ihm große Lockungen von seiten der Entente vor Augen gestellt und als Druckmittel auf seine Regierung angewandt worden. Man soll es doch unserer so viel gescholtenen deutschen Diplomatie zugute halten, daß sie beide zweifelnden Mächte, die Türkei und Bulgarien, zum Anschluß an uns zu bestimmen vermocht hat!

Unter den Gesichtspunkten, die bei Bulgarien dafür wirksam verwendet werden konnten, finden wir auch hier wiederum zwei als geographisch zu charakterisierende: Bulgariens Ausdehnungsdrang und sein Wunsch nach Vereinigung aller Bulgaren innerhalb seiner Grenzen.

Bulgarien war eins der kleinen Völker Europas, bei denen die moderne Steigerung des Nationalgefühls besonders leidenschaftlich geworden war. Es hatte die Unabhängigkeit von der Türkei erworben und sein junges Königreich unter außerordentlichen Blutopfern aufrechterhalten. Ein Rausch zukünftiger Größe hatte es erfaßt, ebenso wie Serbien; eine wilde, fast düstere Begehrlichkeit erfüllte sein so lange unterdrücktes Volk, die um so erbitterter wurde, als es trotz bewundernswürdiger kriegerischer Leistungen der Ausgang der beiden letzten Balkankriege um einen großen Teil seiner Hoffnungen zuletzt betrogen hatte. Sein Hauptgegner war Serbien; sein gefährlichster, weil in gleicher Weise ausdehnungsbedürftiger Rival auf der Balkanhalbinsel. Doppelt stark war der Gegensatz gegen diesen Staat,

weil er in Makedonien zahlreiche bulgarische Bewohner beherrschte, die, samt ihrem Lande, Bulgarien nach dem Nationalitätsprinzip von Rechts wegen für sich in Anspruch nahm.

Serbien aber war das ausgesprochene Schutzkind der Entente, besonders Rußlands. Es war nicht zu erwarten, daß die Entente ernstlich gesonnen war, den Bulgaren von Serbien das völkisch bulgarische Makedonien zu verschaffen und — dauernd zu gewährleisten. Auch die bei einem Sieg der Entente sichere Festsetzung Rußlands in Konstantinopel konnte Bulgarien nicht willkommen sein. Die rein wirtschaftlich-politische Verbindung der Mittelmächte dagegen mit der Türkei konnte Bulgarien, als geographischem Vermittler, nur von Vorteil werden.

Dies führte, trotz mancher noch bestehenden historischen Neigungen für den ehemaligen Schützer gegen die Türkei, Rußland, dazu, daß Bulgarien sich dazu entschloß, die Drehbrücke in die Nordwest-Südostrichtung einzustellen und damit den großen geographisch zusammenhängenden Block der „Mittelmächte" in weiterem Sinne zu schaffen.

Deutschland

Keine Macht der Entente, auch England nicht, hat innerhalb der Gruppe der Gegner so ausgesprochen die Führerschaft gehabt, wie Deutschland innerhalb der Mittelmächte.

Nicht eben der Raumgröße nach. Denn darin überragte es selbst mit seinem Kolonialbesitz (3,5 Mill. qkm) die Türkei (2,7 Mill. qkm) nicht erheblich. Ohne diesen aber, der ja sofort durch die Blokkade vom Bereich der Mittelmächte ausgeschieden wurde, war es nur 540 877 qkm groß und damit sogar räumlich kleiner als Österreich-Ungarn (676 616 qkm). Ausgesprochener war es an Volkszahl (67,8 Mill. ohne die auf etwa 12,4 Mill. berechnete Bevölkerung seiner Kolonien) Bulgarien (4,7 Mill.), der Türkei (34 Mill.) und Österreich-Ungarn (51,4 Mill.) überlegen. Allein weit über dies Verhältnis hinaus überragend ist die Kraft gewesen, die es in diesem Kriege entfaltet hat. Nicht nur mit unseren Truppen mußten wir überall noch bei den Nachbarn mit einspringen. und nie ist wohl, auch nicht zur Römerzeit oder zur Zeit Napoleons, von einem Volke gleichzeitig auf so vielen und so entlegenen Schauplätzen

gekämpft worden, sondern auch finanziell mußten wir ihnen allen unter die Arme greifen; obwohl selbst abgeschnitten vom Weltverkehr, mußten wir ihnen mit unserer Kriegsindustrie großenteils die Waffen liefern, und obwohl selbst unter schwerstem Ernährungsdruck stehend, waren wir genötigt und brachten es fertig, mehr als einmal sogar noch Lebensmittel abzugeben. Kein Volk hat je so ungeheures geleistet, wie das deutsche in diesem Kriege. Erst eine spätere Zeit wird dem wieder gerecht werden, wenn die Mitwelt wieder aus größerem Abstand urteilt.

Während des Krieges selbst kam die überragende Bedeutung Deutschlands und seiner Kraft auch bei den Gegnern dadurch zum Ausdruck, daß der wilde Haßfeldzug in der Welt sich vorzugsweise gegen uns wendete. Und daß auch weitaus der größte Teil der gegnerischen Truppenmacht und die ungeheuerste Anhäufung der feindlichen Kriegsmaschinen dauernd gegen die deutschen Fronten eingesetzt war.

Aber auch schon vor dem Kriege war Deutschland weitaus der beachtetste und gefürchtetste Gegner in der sich bereits lange vor seinem Ausbruch als wahrscheinlich am politischen Himmel abzeichnenden Konstellation der Mächte.

Wir haben das Chaos der geopolitischen Probleme zur Genüge betrachtet, die vor dem Kriege unsere späteren Gegner bewegten, und dabei gesehen, daß sich diese mannigfachen und großenteils äußerst starken Wünsche und Strebungen fast immer gegen Deutschland wandten. Das läßt sich nun ohne jeden Zweifel auf eine überaus einfache Tatsache zurückführen: Deutschland war die jüngste unter den Großmächten der Gegenwart und trat in den Kreis der älteren mit Ansprüchen auf eine seiner Volkskraft entsprechende Ellbogenfreiheit zu einer Zeit, wo dafür kein Raum mehr geschaffen werden konnte ohne schwerste Beeinträchtigung der Interessen beinahe aller anderen. Es gab nur drei Möglichkeiten: entweder mußte Deutschland darauf verzichten, gleich den anderen sich seinen dringendsten Bedürfnissen gemäß zu entwickeln, oder die anderen mußten zu Deutschlands Gunsten auf große, ihre tiefsten Lebensinteressen berührende Entwicklungsmöglichkeiten verzichten; oder endlich die Waffen mußten ent-

scheiden, wer Platz zu machen habe. Die letztere Möglichkeit ist eingetreten.

Kaum bei irgendeinem anderen Volke der Erde ist es so deutlich, daß seine Geographie die erschütternde Tragik seines Schicksals bedeutet, wie bei dem deutschen. Es gibt vielleicht nur eins, bei dem das noch stärker ausgeprägt ist: das polnische. Ein Reich Polen, gegründet auf ein Volkstum, das auf einer meergleichen Ebene, eingekeilt ringsum zwischen großen anderen Völkern, fast ganz ohne natürliche Grenzen sitzt, konnte nicht bestehen, und ist meiner Überzeugung nach auch für die Zukunft als Dauererscheinung unmöglich. Die gegenwärtige Erneuerung des Versuchs wird lediglich zu neuen schweren Konflikten führen. Zunächst mit uns; und das ist ja der Grund, weshalb England und Frankreich die unverständige Wiederbelebung durch uns aufgenommen haben. Später voraussichtlich auch mit Rußland.

Bei den Wanderungen, die die Dauerwohnsitze der indogermanischen Völkerschaften in Europa ergaben, ist dem Volk der Deutschen die Mitte des Erdteils zugefallen. Nicht seine genau geometrische Mitte, die infolge des Überwiegens der großen menschenleeren Weiten des Ostens und Nordens noch nach Westrußland fällt; wohl aber unter dem Gesichtspunkt der historischen und kulturellen Entwicklungsfähigkeit des Erdteils betrachtet. Diese Mittellage ist unter den Gründen für die Gestaltung seiner Geschichte derjenige geworden, den man deutlicher als irgendeinen anderen immer wieder erkennt. Sie war in vielfacher Hinsicht von großem Vorzug für unser Volk. Infolge dieser Mittellage hat es immer den Vermittler eines friedlichen Verkehrs auf dem Gebiete von Kultur und Wirtschaft zwischen den Randländern des Erdteils abgegeben und die daraus entspringenden Vorteile eigener geistiger und materieller Bereicherung gezogen. Aber politisch wurde sie ihm mehr und mehr zur Schwierigkeit; allmählich zum ausgesprochenen tragischen Verhängnis.

Das trat so lange noch nicht hervor, als die Länder des Nordens und Ostens von Europa, denen es aus den früher entwickelten Gebieten des Südens und Westens die höhere Kultur übertrug, noch keine kraftvollen Staatsbildungen besaßen. Damals lag es eben, politisch genommen, noch am Außenrande der europäischen Welt. Um

diese Zeit konnte das deutsche Volk ungehemmt eine seiner Volkskraft entsprechende Rolle spielen. Es war der Träger eines glanzvollen und mächtigen Kaiserreiches. Die Verhältnisse wurden anders, je mehr alle die umgebenden Völker zu selbständigen und kräftigen Staatsgebilden emporstiegen. Denn deren natürlicher Ausdehnungsdruck wandte sich konzentrisch nach innen, gegen Deutschland. Nachbarn sind in dieser Welt des Daseinskampfes immer natürliche Gegner, wie es benachbarte Bäume im Walde sind. Und die meisten Gegner mußte demgemäß der in der Mitte liegende Nachbar aller haben. Daß es uns nach dem Zusammenbruch unserer mittelalterlichen Kaiserherrlichkeit durch viele Jahrhunderte nicht gelang, wieder emporzukommen, sondern daß im Gegenteil die deutsche Geschichte das Bild einer über ein halbes Jahrtausend währenden Agonie, einer immer weitergehenden politischen Auflösung darbot, mit allen Erscheinungen einer kläglichen Ohnmacht, mit den düstersten Folgen für seinen wirtschaftlichen Wohlstand, für seine Gesittung und für sein nationales Selbstgefühl, ist eine Folge der Tatsache, daß die hauptsächlichste Politik aller unserer Nachbarn immer unsere Niederhaltung gewesen ist. Geradezu instinktiv haben sie alle gegen uns Front gemacht, sobald nur irgendwo einmal wieder die Regung zukunftsvollen Lebens im Herzen des Erdteils sich zu zeigen schien. Ihrer aller natürliches Interesse war es, daß die deutsche Mitte des Erdteils nur eine Art Puffer zwischen ihnen sein dürfe, der die Reibungen und Stöße aller untereinander abfing; das Schlachtfeld, auf dem sie unter Schonung des eigenen Gebietes ihre Machtkämpfe ausfechten konnten.

Der Tiefpunkt dieser entsetzlichen Entwicklung ist bisher der grauenvolle Krieg der dreißig Jahre gewesen. In ihm ist unser Volk zu mehr als zwei Dritteln buchstäblich, ziffernmäßig, umgebracht worden und in seinem Besitz und seinem Volksgefühl so in den Staub getreten, daß selbst die Erinnerung an die große Vergangenheit im unmittelbaren Volksbewußtsein nahezu ausgelöscht worden war, und daß man nicht ohne Recht gesagt hat, die weitere Geschichte des deutschen Volkes beginnt hier eigentlich von neuem; es ist keine zweitausendjährige heute, sondern eine noch nicht dreihundertjährige.

Der Friede, der schließlich diesen Krieg beendigte, der Westfälische, riß nicht nur gewaltige Fetzen vom Körper des Reiches los, bestätigte Frankreich seinen Landraub in Lothringen und dem Elsaß, besiegelte die Abtrennung der Niederlande und der Schweiz vom Reiche, gab Schweden einen großen Teil der deutschen Meeresküste, sondern er zeigte auch die ausgesprochene Absicht der Mächte, dafür zu sorgen, daß die übrigbleibende Mitte in möglichst dauernder Ohnmacht verharre. Hierbei kann nicht einmal dem damaligen politischen Oberhaupt des Deutschen Reiches, dem habsburgischen Kaiser in Österreich, der Vorwurf erspart werden, daß auch er sogar dazu beigetragen hat. Denn er sorgte ausdrücklich dafür, daß die Entschädigungen aus den nichtösterreichischen Landen des Reiches genommen, seine Hausmachtbesitzungen dagegen geschont würden. Und so ist späterhin das habsburgische Kaisertum — deutsch kann man es seitdem nicht mehr nennen — für lange Zeit, bis an die Schwelle der Gegenwart, mit in die Reihe der umgebenden Mächte getreten, deren natürliches Interesse es war, Deutschland niederzuhalten.

Ganz elementar tritt dies natürliche Interesse aller Nachbarn gegen das Wiederaufkommen einer Macht in der Erdteilmitte in Erscheinung bei Friedrichs des Großen Auftreten. Der Siebenjährige Krieg ist ein Vorspiel des Weltkrieges. Die Umwelt hat im Weltkriege in größerem Maßstabe und mit Erfolg wiederholt, was ihr gegenüber dem Genie Friedrichs mißlang. Wenn damals England noch auf dessen Seite stand, so ist dies nur ein Beweis mehr dafür, daß das Emporkommen einer starken europäischen Zentralmacht eine natürliche Schwächung der älteren Mächte auf dem Kontinent bedeutete; denn England wünschte eine solche. Unter den Deutschland umgebenden Großmächten war damals an die Stelle des erledigten Schwedens schon das viel gefährlichere Rußland getreten. Zwar reiht sich auch dies gegen Ende des Siebenjährigen Krieges eine Zeitlang auf Friedrichs Seite; aber nur infolge der Laune eines nicht ganz normalen Monarchen. Es ist höchst interessant, in dem oben erwähnten offenen Brief Mitrofanoffs zu lesen, wie ein Russe das auffaßt: wie er meint, daß Katharina die Ermordung ihres Gemahls nur deshalb wagen durfte, weil diese Parteinahme Peters III. für Preußen dem

innersten Empfinden und den Interessen des russischen Volkes widersprach. (Vgl. Anm. 21.) Auch Napoleons I. Sorge war es, durch Zerstückelung Preußens und durch Beförderung des deutschen Partikularismus die Ohnmacht der deutschen Mitte des Kontinents wiederherzustellen.

Und nun halte man sich vor Augen, daß zuletzt, allen diesen jahrhundertelangen Bestrebungen zum Trotz, und zu einer Zeit, wo die Randmächte Europas sich noch viel mächtiger und anspruchsvoller entwickelt hatten als zuvor, dennoch in dieser Erdteilmitte ein neues, waffenmächtiges, jugendstarkes und nationalstolzes deutsches Staatswesen entsteht: das geeinte Deutsche Reich! Es bedarf kaum weiteres als den Hinweis auf diese Tatsache, um sofort die Gewißheit zu geben, daß dieses Staatswesen als eine politische Störung Europas schwerster Art empfunden wurde. Das Mißbehagen der gesamten europäischen Umwelt und ihre instinktive Gegnerschaft war wie die Gabe einer bösen Fee das Geburtstagsgeschenk, das diesem neuen Staatsgebilde in seiner Wiege zuteil wurde. Wie ein Vulkankegel sich plötzlich in der Mitte fruchtbarer Gefilde aufwölbt, so schien mit einem Male im Herzen des Kontinents dies neue Gebilde emporgewachsen, unheimlich, gefahrdrohend im höchsten Grade für seine Umgebung. So wurde die Begründung des Deutschen Reiches allgemein empfunden. Und wir Deutschen konnten das nicht ändern, unsere geographische Lage ist uns gegeben; wir mußten ihre Folgen auf uns nehmen.

Diese Mittellage erschwerte und vergiftete von vornherein alle Probleme der äußeren Politik, die unseren Staatsmännern aus der natürlichen, an sich ebenso wie die aller anderen berechtigten Lebensentwicklung des deutschen Volkes entsprangen, weil ihre Folgen sich immer sofort nach den verschiedensten Nachbarseiten hin als unerwünscht erwiesen.

Eine Reihe solcher Probleme entsprang aus der geographischen Verteilung der Deutschen im Verhältnis zum Raume des Deutschen Reiches.

Das Deutsche Reich von 1871 ist ein ausgesprochener Nationalstaat gewesen, von sehr weitgehender völkischer Einheit. Sie ging nicht so weit wie in Italien, wo 99 v. H. der Staatsbevölkerung reine Italiener waren; aber der Prozentsatz war doch hier vor dem

Kriege über 92 v. H. Allein es umschloß in ungleich höherem Grade als Italien nicht alle Deutschen; bedeutende Teile des deutschen Volkstums waren außerhalb des Reichsverbandes geblieben. Wenn die Reichsgründer sich seinerzeit auch bewußt beschieden und eine Irredenta-Leidenschaft nach dem Muster der Italiener nie bei uns bestanden hat, so ergaben sich doch aus der Tatsache, daß die Volkskarte mit der politischen Karte nicht zusammenfiel, verschiedenerlei Verwicklungen. Das alte deutsche Gebiet, das uns Frankreich vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bruchstückweise entrissen hatte, war zwar wiedergewonnen. Das Gebiet der Deutschschweizer und das der niederländischen Deutschen, ehedem angehörig dem alten Deutschen Reich, war aber außerhalb des neuen geblieben. Beide letzteren wollten selbst keineswegs eine Vereinigung mit uns, und wir dürfen es ehrlich sagen, daß bei uns niemals eine gewaltsame Angliederung dieser uns entfremdeten Volksteile beabsichtigt worden ist. Aber in der Zukunft auf dem friedlichen Wege eines natürlichen Zueinanderfindens wurde sie doch von vielen erhofft. Um so begreiflicher war dies, als das eine Gebiet an den Quellen, das andere an den Mündungen unseres am meisten als national empfundenen Stromes, des Rheins gelegen war. Eines Stromes, der sich zudem immer mehr als die wichtigste Verkehrsstraße des Reiches entwickelte. Besonders bedauerlich war dies nach der Seite der Niederlande hin, wo die Nichtzugehörigkeit der Strommündungen, des Zugangs unseres großen, immer gewaltiger aufblühenden rheinischen Industriegebietes zum Weltmeer, zu Deutschland als eine Unnatürlichkeit erschien. Diese gegebene Tatsache erweckte von vornherein Mißtrauen; nicht nur bei den Beteiligten selbst, der Schweiz und Holland, besonders hier, sondern auch bei den anderen, die darin die Keime einer neuen künftigen Ausdehnung fürchteten.

Die größte Masse nicht zum Deutschen Reich gehöriger Deutscher (12 Millionen vor dem Kriege [54]) saß in Österreich-Ungarn. Und zwar hier größtenteils in unmittelbarem geographischen Zusammenhange mit Süddeutschland. So unmittelbar, daß man mit Recht gesagt hat, zwischen Österreich und Deutschland ist nur enge Freundschaft oder Feindschaft möglich; keine Gleichgültigkeit. Gegen den starken Widerstand Österreichs, im Kampf mit ihm,

mußte die Einigung des übrigen Deutschlands gehen. Dann aber sehen wir Bismarck den entgegengesetzten Weg einschlagen. Er erkannte, daß Österreich unter allen umliegenden Nachbarn der einzige war, der aus der Natur seiner wiederum geographisch gegebenen Probleme heraus ein sicherer Bundesgenosse werden könne. Ein vertrauensvolles Bündnis war deshalb möglich, weil man in Österreich-Ungarn wußte, daß in Deutschland gegenüber den österreichischen Deutschen tatsächlich kein Irredenta-Gefühl bestand. Man könnte sagen, noch weniger, als gegenüber der Schweiz oder Holland; denn man konnte vor dem Kriege oft sogar die Meinung hören, daß wir die Deutsch-Österreicher gar nicht haben wollten, selbst wenn sie den Wunsch hätten, zum Deutschen Reich zu kommen; daß sie eher eine Last, als einen Vorteil bedeuten würden für dessen moderne Entwicklung. Aber auf ein politisches Handinhandgehen wirkte die völkische Gleichart doch hin; sie machte das Bündnis in Deutschland volkstümlich, und die österreichischen Deutschen erkannten darin ihre beste Stütze für die Erhaltung ihrer überlieferungsmäßigen Führerschaft in dem österreichisch-ungarischen Staatswesen. So sind wir denn zu einem innigen Bündnis mit diesem Staate gekommen. Das hat uns unfraglich eine größere Sicherheit gegeben und Jahrzehnte hindurch unsere ruhige Entwicklung ermöglicht; hat uns aber in der Folge auch mehr und mehr mit allen den großen Schwierigkeiten verknüpft, die Österreich selber hat. Es hat uns in noch schärferen Gegensatz zu Rußland und den Panslavismus gebracht, als es schon die eigenen Spannungen zwischen den beiden Staaten getan hätten. In Gegensatz auch zu dem sonst für uns durchaus neutralen Italien. Es hat uns — in einer Entwicklung, die den Gedanken Bismarcks durchaus zuwiderlief, aber doch für den Rückblickenden als eine vollkommen natürliche Folge erscheint — auf jene politischen Bahnen nach Südosten, nach Vorderasien geführt, die uns zu allen diesen Gegensätzen auch noch den gegen Rußlands Schwarzemeer-Politik und gegen Englands Pläne im Indischen Ozean eintrugen.

Während einerseits die politische Karte des Deutschen Reiches nicht alle Stammesdeutschen umschloß, enthielt sie andererseits aber auch Bestandteile stammfremder Nachbarvölker. Es sind

zahlenmäßig nicht gar so viele gewesen (1914 ungefähr 200 00 Franzosen, 150 000 Dänen, 100 000 Littauer und 4 Millionen Polen), aber sie gehörten mit Ausnahme der Littauer sehr nationalbewußten anderen Volksstämmen außerhalb der Grenzen an und wurden deshalb eine Quelle großer Schwierigkeiten und dauernder Gegensätzlichkeit.

Am stärksten auf der Seite der Franzosen. Die Einigung der Jahrhunderte hindurch infolge ihrer partikularistischen Zerrissenheit ohnmächtigen Deutschen erschien Frankreich, schon ehe sie vollzogen war, wie eine politische Niederlage. Schon nach dem diese Einigung anbahnenden Siege von 1866 ertönte in Frankreich der, uns so wunderlich klingende, Ruf: „Revanche pour Sadowa!" Auch ohne die Abtrennung Elsaß-Lothringens wäre dem neuen Deutschen Reiche die natürliche Gegnerschaft Frankreichs gewiß gewesen. Die endliche Begründung des Deutschen Reichs selbst erfolgte dann in einem furchtbaren Kampf gegen Frankreich und war verbunden mit der Abreißung zweier Provinzen von ihm. Die Franzosen teilten dabei nicht im geringsten unser Gefühl, daß wir hier weit überwiegend nur deutsche, dem alten Deutschen Reiche widerrechtlich entrissene Volksteile wiedernahmen, sondern sie betrachteten die Gesamtheit der Elsaß-Lothringer als vergewaltigte Franzosen und erstreckten ihr leidenschaftliches Irredenta-Gefühl auf sie alle. So trat das Reich ins Leben von vornherein behaftet mit dem unversöhnlichen Haß Frankreichs. . Bismarck hat seine ganze spätere Politik darauf eingerichtet. Noch durch seine „Gedanken und Erinnerungen" zieht sich die Überzeugung hindurch, daß Frankreich für jede gegen uns gerichtete politische Verbindung unbedingt zu haben sein würde; und für alle späteren deutschen Staatsleiter blieb das der Angelpunkt ihrer Erwägungen der großen Politik.

Am wunderlichsten aber sieht die Sprachenkarte aus auf der Oststeite Deutschlands. Sie bietet hier fast den Anblick der Schärenküsten der nordischen Meere mit ihren Schwärmen großer und kleiner dem Ufer vorgelagerter Eilande. Weit hinein nach Rußland erstrecken sich die vorgeschobenen Inseln deutschen Volkstums, die Folge einer ostwärts gerichteten unvollkommenen, durch die Erstarkung des dortigen Volkstums schon seit Jahrhunderten

unterbrochenen Kolonisation. Wir Deutsche der Neuzeit hatten nicht die Absicht, diese Inseln uns jemals anzugliedern; aber schon das bloße Dasein eines mächtigen deutschen Nationalreichs stärkte die Selbsterhaltungskraft dieser Volksteile, die man drüben als Fremdkörper betrachtete und gern völkisch aufgesaugt hätte.

Umgekehrt waren auf der Ostseite auch in unseren Reichskörper zahlreiche und bedeutende Inseln fremder Volksart eingesprengt, die unserer Politik die größten Schwierigkeiten machten. Namentlich die Polen. Unsere Bestrebungen, sie zu germanisieren, und noch mehr deren eigener mit dem Erstarken des Nationalismus sich steigernder Widerspruch gegen den germanischen Charakter des Reiches, brachten uns in einen immer schärferen Gegensatz zum Panslavismus und seinem großen Schutzherrn, Rußland.

Die Erscheinungen des Nichtzusammenfallens der politischen Karte Deutschlands und der Sprachenkarte sind Folgen des großen Mangels an natürlichen Grenzen unseres Völkersitzes in Europa; eines Umstandes, der die ungünstigen Wirkungen unserer Mittellage noch außerordentlich vermehrt. Eine natürliche, von selbst wirkende, Reibungen vermindernde Abgrenzung fehlt fast ganz gegenüber Frankreich, ganz gegenüber Belgien und den Niederlanden, Dänemark und Rußland. Dänemark sitzt auf Halbinsel- und Inselland, das geographisch ein Teil der Bildung des norddeutschen Flachlandes ist, und der Volksstamm, der es bewohnt, beherrscht den Weltmeerzugang für den größten Teil unserer Seeküsten. So ist uns Dänemark im Wege, und nur der kostspielige Bau eines großen Seekanals, den wir auf uns nahmen, hat diesen Druck für beide Teile erleichtert. Umgekehrt sind wir Rußland im Wege. Ich wies schon darauf hin, daß schließlich das ganze norddeutsche Tiefland geographisch nur eine gegen das Weltmeer vorgeschobene Bucht des ungeheuren eurasischen Tieflands ist, und daß infolgedessen der Ausdehnungsdruck des auf diesem Tieflande entstandenen Staatskolosses Rußland hierhin den geringsten natürlichen Widerstand findet. Aber auch davon abgesehen, verläuft unsere politische Ostgrenze für Rußland nicht minder unbequem als für uns. Wir schieben uns in schmaler Zunge längs der Ostsee ostwärts, zwischen ihm und der See, beschränken den Anteil dieses Reiches am baltischen Küstenland für sein Gefühl ungebührlich und

schneiden ihm die Mündungen zweier bedeutender Ströme ab, der Weichsel und des Njemen. Das war ein Umstand, der uns beiden gleich peinlich war. Unser West- und Ostpreußen war eine schmale, schwer zu verteidigende Landzunge; das russische Polen sprang als ein gefährlicher Keil weit in unseren Reichskörper hinein und unterband durch Abschnüren des natürlichen Hinterlandes die Handelsentwicklung unserer Häfen Danzig und Memel. Andererseits hielt dieser deutsche Besitz wieder die russischen Gebiete dieser Ströme in wirtschaftlicher Entwicklung zurück. Beides weitere Gründe der Spannung also zwischen Rußland und uns. Und je stärker wir wurden, um so mehr schwand die Aussicht für Rußland, diese Probleme in seinem Sinne zu lösen.

Diese Erstarkung ging nun in einem Tempo vor sich, wie die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte. Alle die aufgestaute, jahrhundertelang unterdrückte Entwicklungskraft der deutschen Nation schien sich mit einem Male zu entfalten; auf den verschiedensten Gebieten erregte sie das Erstaunen — und die Sorge der Welt.

Schon durch die Erscheinungen der bloßen Volkszahl. Mit 41 Millionen begründete die Nation 1871 ihr Reich; auf 68 Millionen war sie bis zum Kriege angewachsen. Fast um eine Million nahm die Bevölkerung jährlich zu. Das schuf die schwerste Besorgnis vor allem bei dem in seiner Vermehrung nahezu stillstehenden Frankreich. Dies sah dadurch die Schmach von 1871 sich verewigen und seine Bedeutung im Rate der Völker immer tiefer überschattet werden durch den Nachbarn. Seine Staatskunst entschloß sich deshalb, ein Bündnis mit Rußland herbeizuführen, das der Natur der Sache nach ausschließlich gegen Deutschland gerichtet war.

Mit diesem russisch-französischen Bündnis trat die Ungunst der geographischen Mittellage Deutschlands plötzlich auf das allerschwerste zutage. Der stete Albdruck Bismarcks, die feindliche Bedrohung durch zwei starke Gegner von zwei gegenüberliegenden Landfronten her, war damit Tatsache geworden. Es kann keine ungünstigere Lage für einen Staat geben als diese.

Dadurch wurde es nun für uns unbedingtes Gebot, neben der Festigung des Bündnisses mit Österreich und der möglichsten Vermeidung offener Konflikte mit den Nachbarn, die

eigene Wehrkraft so hoch zu steigern, wie es irgend anging. Deutschlands geographische Mittellage schuf die Notwendigkeit, ein überaus starkes Landheer zu haben. Rein zur Verteidigung; zum Ausgleich der ungünstigen geographischen Lage und der ungenügenden geographischen Grenzen. Das ist auch von unbefangenen Politikern des Auslandes immer anerkannt worden. Niemand hat es vor dem Kriege mit größerer Klarheit und Entschiedenheit ausgesprochen, als — Lloyd George! [55]) Hieraus ergab sich aber nun die Schraube ohne Ende. Die Steigerung unserer Heeresmacht rief eine solche bei der gegnerischen Gruppe hervor, und diese zwang wieder uns zu neuen Anstrengungen. Die Anforderungen, die auf diese Weise entstanden, waren insbesondere für das menschenarme Frankreich bereits bis an, ja über die Grenze des Erträglichen gegangen. Seit es sich sogar zur Wiederaufnahme der dreijährigen Dienstpflicht entschlossen hatte, war es klar, daß dieses Wettrüsten zu einer gewaltsamen Entscheidung drängte. Als Dauermaßregel konnte dies von Rußland gebieterisch geforderte Zugeständnis nicht gedacht sein, und ein erneutes Aufgeben der Dreijahrzeit ohne vorherigen Anruf der Waffen hätte für Frankreich ein freiwilliges, endgültiges Abdanken in der Weltpolitik bedeutet. Einen Entschluß, der für das stolze Volk außerhalb der Denkmöglichkeit lag.

Nun liegt die Folgerung nahe, es müsse danach doch ganz Europa klar gewesen sein, daß die Schuld dieses Wettrüstens durchaus auf seiten der Gegner lag. Denn unsere Rüstung hatte doch nur Verteidigungszwecke. Für das deutsche Volksbewußtsein war dies auch zweifellos so. Wir würden aber uns selbst unrichtige Vorstellungen machen, wenn wir uns verhehlten, daß das Volksbewußtsein der anderen in Europa im allgemeinen nicht so empfand. Einige führende Politiker vielleicht ausgenommen; aber diese fanden es meist für gut, ihren Völkern die Sache andersherum darzustellen. Selbst Lloyd George hat das späterhin getan. Die Umwelt hielt sich an die Tatsache unserer fortwährend gesteigerten Rüstungen und nahm sie als die Veranlassung, daß auch die übrige Welt, aus Gleichgewichtsgründen, ihre Rüstungen immer unerträglicher steigern müßten. Vollends stellten die Staatsmänner Rußlands und Frankreichs für ihre Völker die Dinge so hin. Daß

unsere geographische Lage uns zu unseren Rüstungen zwang, änderte für die sich zur Mitrüstung verpflichtet fühlende Welt nichts an der unbequemen Tatsache. Wir galten allgemein als die Urheber des modernen, Milliarden verschlingenden Rüstungswesens der Gegenwart. Und wenn man zugestehen mußte, wie Lloyd George, dies auf unserer Seite als notwendige Folge unserer einfachen Existenz anzusehen, nun so war es eben höchst wünschenswert, daß wir nicht existierten.

Aber die Welt sah überdies unsere Rüstungen fast durchweg nicht so harmlos, wie wir selbst. Unsere unheimliche Volksvermehrung schien ihnen ein zwingender Grund, daß wir uns doch auf die Dauer mit unserem eingepreßten und immer enger werdenden Raum nicht begnügen und daß wir doch eines Tages unsere gesteigerte Heeresmacht angriffsweise zur selbständigen Erleichterung dieses Druckes verwenden würden. Wie bei einem stetig sich mehrenden Dampfdruck eines Kessels glaubten sie nun, ihrerseits die schützenden Wände immer mehr verstärken zu müssen. Um diese Anschauung zu begreifen, müssen wir uns noch das folgende klarmachen.

Es ist keine Frage, daß der deutsche Nationalstaat, so lange von den Nachbarn mit Glück verhindert — endlich doch gegen ihren Willen geschaffen worden war durch Preußen. Und dieses Preußen ist ein typischer Kriegerstaat gewesen all seine Geschichte hindurch; von der Welt als solcher aufgefaßt und oft bewundert.[58]) Durch seine kriegerische Tüchtigkeit allein hatte er sich gegenüber der Ungunst der geographischen Lage durchsetzen können, mit Waffengewalt hatte er das innere Recht auf Größe nach außen sich zu erkämpfen gewußt. Dieser Staat war Führer auch im neuen Deutschland geblieben. Der Geist seines eigenen historischen Werdens schien damit übergegangen auf das Gesamtreich. Auch dieses schien der Welt ein ausgesprochener Kriegerstaat zu sein. Kriegerische Tüchtigkeit wurde bei uns allenthalben als höchste Mannestugend gepriesen, Soldat zu sein, als die höchste Ehre. Unbestreitbar galt auch im neuen Deutschland Militär für vornehmer als Zivil, der Offizierstand war der erste in der Gesellschaft, bei allen großen Haupt- und Staatsaktionen war das festliche Bild nach Möglichkeit militärisch, der Hohenzollern-Monarch

selbst und sein Hof waren wie der Friedrichs des Großen ausgesprochen soldatisch geblieben.[57]) Was half es da, wenn wir noch so aufrichtig betonten, wir dächten nicht an kriegerische Angriffe; die Welt nahm an, daß dieser „militärische" Geist notwendigerweise auch ein „kriegerischer" sein müsse; daß er dem ganzen Volke die Neigung geben müsse, die Begründung seines Rechts allein in der Macht seines Schwertes zu sehen. Was half es auch, daß wir tatsächlich uns des aktiven Gebrauchs unserer Kriegswaffe anderthalb Menschenalter hindurch mehr enthielten, als fast alle unsere Gegner. Man traute uns nicht; man glaubte, daß wir doch in Wahrheit nur auf einen kommenden großen Schlag hin rüsteten. Ein englischer Gefangener an der Front, dem ich die Tatsache vorhielt, daß wir doch 44 Jahre lang Frieden gehalten hätten, sagte mir gleichmütig, in dem Tone absoluter Gewißheit: „Sie haben eben 44 Jahre lang diesen Krieg vorbereitet." Das war die wirklich verbreitete Meinung, und begierig wurden alle Zeugnisse aufgegriffen, die für ihre Richtigkeit sprechen konnten, wie unser oftmaliges politisches Säbelrasseln und Drohen mit der gepanzerten Faust. Bücher wie das Bernhardische, das in Deutschland selbst fast unbekannt blieb, waren draußen die gelesensten deutschen Schriften und sie wurden für einen Ausdruck der wahren Volksmeinung gehalten. So kam es, daß die uns einfach von der geographischen Mittellage aufgedrungene Waffenrüstung in der Welt fast überall als eine aggressive Bedrohung aufgefaßt wurde.

Geographisch auch, denn ein Raumproblem κατ᾿ ἐξοχὴν ist die starke Volksvermehrung Deutschlands. Sie bedeutete zwar einen großen Kraftzuwachs für uns, war aber zugleich doch auch wieder eine Quelle schwierigster Probleme und Anlaß gefahrvollster Spannungen. Der Bereich Deutschlands wurde wirklich zu eng für diese Bevölkerungsmasse. Unmittelbare Ausdehnungsmöglichkeit an unserer Grenze war aber nicht vorhanden. Ringsum war der Boden in festen Händen, ringsum waren wir von hochentwickelten Kulturvölkern umgeben, die nicht den Raum für ein Dorf freiwillig abgegeben hätten.[58]) Zwar entwickelte deutsche Tüchtigkeit trotz verhältnismäßig geringer Gunst des Bodens eine leistungsfähige Landwirtschaft; aber sie konnte zu unserer einfachen Ernährung nicht entfernt mehr genügen. Abgeben durch Auswanderung, wie

früher, an Länder, die unseren Volksüberschuß für sich aufsaugten, das wollten wir nicht mehr. Zunächst gelang uns diese Erhaltung ja noch durch die außerordentliche Steigerung unserer Industrie, die alle zuwachsenden Menschenkräfte im Innern beschäftigte und durch den Verkauf ihrer Erzeugnisse die notwendige Nahrungseinfuhr bestritt. Das war aber bereits ein ungeheuer gefährlicher Zustand geworden, dessen schlimme Folgen die geringste wirtschaftliche Krisis schon — von einer kriegerischen Blockade ganz abgesehen — offenbaren mußte.[59]) So ist denn die jüngste Zeit der deutschen Politik erfüllt von den Bemühungen, irgendwo ohne politische Schwierigkeiten zu völkisch deutsch bleibenden Siedlungskolonien geeignetes Land zu finden. Leider war es aber so gut wie sicher, daß es ausreichend freies Land dieser Art für uns nicht mehr gab. Die Erde war in dieser Richtung aufgeteilt. Wohin wir unsere Blicke wandten, trafen wir auf ältere Ansprüche. Mit geradezu ängstlicher Scheu, irgendwo anzustoßen, sahen wir unsere Politik hierhin und dorthin herumtasten; und schärfstes Mißtrauen verfolgte unsere Schritte überall. Unsere eigenen, seit den achtziger Jahren erworbenen Kolonien konnten nur in sehr beschränktem Maße als Siedlungsländer für unsere Volksmassen in Betracht kommen. Am aussichtsreichsten erschien schließlich Kleinasien, wenngleich auch hier die Möglichkeiten dazu in Wahrheit sehr beschränkt waren und wir hier von vornherein so klar wie möglich machen mußten, daß doch eine Siedlungspolitik sich nur in engen Grenzen halten konnte, daß unser Hauptgesichtspunkt die wirtschaftliche Betätigung unseres Kapitals und unserer Intelligenz bleiben müsse und daß wir vor allen Dingen durchaus nicht an eine politische Angliederung des Landes dächten, um Zustimmung der Türkei zu gewinnen. Der kleinasiatische Gedanke war eine sehr unvollkommene Lösung unseres Übervölkerungsproblems und doch geographisch ziemlich der einzig mögliche. Auch er aber brachte uns schon, wie wir gesehen haben, in schwersten Widerstreit zu Rußland, das Kleinasien als seine Interessensphäre ansah und das in der Aufrechterhaltung der Türkei und der für uns notwendigen Wegefreiheit über Konstantinopel eine Unterbindung seiner Ausdehnung zum freien Mittelmeer und seine eigene Ausdehnung im Bereich der Türkei erblickte. Sie brachte uns ebenso in Gegensatz

zu England, das in einer gekräftigten Türkei und in unserer Stellung in Vorderasien eine Gefährdung Ägyptens, seiner Kairo-Kalkutta-Gedanken und seiner mesopotamischen Pläne sah.

Der Gegensatz gegen England wurde außerordentlich verstärkt durch die erstaunliche Entwicklung unserer Industrie und unseres Handels. Ausflüsse der besten Eigenschaften unseres Volkes: seiner Tüchtigkeit und Arbeitsenergie; zugleich aber auch geographisch mit begründet durch die natürliche Ausstattung unseres Bodens; vor allem mit Kohle. Ferner begünstigt durch ein verkehrsfähiges Stromnetz und Zugang zum Meere.

Willkürlich zurückschrauben oder auch nur zum Stillstand bringen, um England keine Konkurrenz zu machen, konnten wir diese Entwicklung nicht; wir m u ß t e n vorwärts auf dieser Bahn, von unserem eigenen Wachstum genötigt.

In diesem Zustand selbst lag aber der Kern zu noch einem weiteren unüberbrückbaren Gegensatz zu England. Die Ernährung dieser wachsenden Volksmassen auf unserem zu engen Boden forderte ferner gebieterisch eine politische Sicherung unseres überseeischen Verkehrs für Einfuhr von Nahrung und Rohstoffen und Ausfuhr unserer Gewerbe-Erzeugnisse. Eine Abschließung vom Weltmeer durch einen Gegner mußte die verhängnisvollsten Folgen haben. Gesteigert wurde dies noch dadurch, daß wir auch für die fabelhafte Entwicklung unserer Industrie und unseres Handels die gesicherte Zufuhr von Rohstoffen und die gesicherte Ausfuhr unserer Erzeugnisse brauchten. Vor den Mündungen unserer Nordseeströme aber und unseres Ostseekanals lag England und hatte vermöge seiner Meeresherrschaft die Macht, uns den Zugang zu den Märkten der Welt und zu unseren eigenen Kolonien zu sperren. Die notwendig sich ergebende Folge für uns war daher die, daß wir suchen mußten, die Unbedingtheit der Seegewalt Englands zu beseitigen, indem wir uns eine eigene Seemacht gründeten. Deutschlands ungeheure Energie und Kraft brachte es zustande, sich neben der zweiten Handelsflotte der Erde auch noch die zweite Kriegsflotte der Erde zu schaffen. Natürlich konnte dies nur den schweren Gegensatz gegen England noch unendlich verschärfen.

So sehen wir, daß wesentlich aus der geographischen Lage unseres Reiches gleichzeitig die Gegnerschaft gegen die stärkste

militärische Landmacht: Rußland-Frankreich und gegen die stärkste Seemacht: England erwuchs. Das führte zu der innigen Verbindung beider großen Gewalten gegen uns, zu unserer politischen „Einkreisung". Diese hatte den Zweck, so oder so unser Wachstum einzudämmen; vielleicht friedlich wenn es ging, wenn nicht, durch kriegerische Vernichtung unserer Macht. Ob es unumgänglich war, daß wir beiden Gewalten gegenüber gleichzeitig Widerstand zu leisten versuchten, oder ob es möglich gewesen wäre, erst die eine Gefahr zu beseitigen und dann erst der anderen gegenüberzutreten, d. h. also erst mit ganzer Kraft zu Lande die französisch-russische Macht zu zerschmettern (nach den Erfahrungen des Krieges sieht es ja aus, als ob das für uns erreichbar gewesen sein würde, wenn wir nur mit ihr zu tun gehabt hätten), und dann erst, dieser Sorge ledig, uns an die Gründung einer Flotte zu machen, vermag ich nicht zu entscheiden. Es ist aber kaum anzunehmen, daß England derartiges nicht vorausgesehen hätte, und es ist wahrscheinlich, daß also, ceteris paribus, auch der vorläufige Verzicht auf den Flottenbau uns seine Gegnerschaft bei einem Sieg versprechenden Angriff von unserer Seite auf die franco-russische Gruppe nicht erspart haben würde.

Schlußwort

Die Drucklegung dieser bereits im August abgeschlossenen Arbeit erfolgt in jenen Oktobertagen, wo die Vernehmung der für den Weltkrieg bei uns verantwortlich gemachten Persönlichkeiten vor den Ausschüssen für die Schuldfrage begonnen hat. Sie ist vielleicht jetzt gerade recht am Platze.

Der Verfasser kann, entsprechend seinen Eingangsworten, nur begrüßen, daß ein solches Ringen um die Wahrheit versucht wird; und der ruhige und sachliche Ernst, mit dem, bisher wenigstens (Oktober), gearbeitet wurde, ist in dieser Zeit politischer Leidenschaften gewiß anzuerkennen; es scheint immerhin ehrliches Wollen zu sein. Andererseits aber liegt doch die rein persönliche Einstellung des Vorgehens der Untersuchung, die Erörterung von ganz individuellen Entschlüssen und Handlungen innerhalb des Krieges selbst oder unmittelbar vor seinem Ausbruch bisher ausschließlich im Be-

reich jener Kategorie der unmittelbaren diplomatischen Vorgänge (vgl. S. 14), aus denen allein ein volles Verständnis für das historische Geschehen und das Maß der Verantwortlichkeit dafür nie gewonnen werden kann. Vielleicht kann die Untersuchung nicht anders verfahren; aber für die Urteilsbildung, auch die der öffentlichen Meinung, die diesen Verhandlungen folgt, ist es doch dringend nötig, auf die andere Seite, auf die großen allgemeinen, unpersönlichen Zustände hinzuweisen, die weit vorauswirkend die Sachlage geschaffen haben, innerhalb deren die Persönlichkeiten handelten. Gewiß machen Männer die Geschichte (oft in recht erheblichem Maße auch Frauen). Aber die Determiniertheit ihres Handelns ist doch meist sehr viel größer als man gemeinhin denkt. Sie schaffen nicht mit souveräner Freiheit aus dem Nichts, wie der Herrgott im ersten Buch Mose, sondern sind bestimmt, geschoben, gedrängt, innerlich und äußerlich, durch tausenderlei vorhandene Vorbedingungen, Einflüsse, Probleme, gebieterisch sich erhebende Forderungen. Zuweilen durch Kräfte, deren sie sich nicht einmal bewußt werden. Oder, wenn sie es werden, durch solche, die sie dennoch nicht meistern können, weil sie stärker sind, als der einzelne Mensch. Volk wie Einzelner sind an sie gebunden.

Zu den gewaltigsten Faktoren, die das Leben der Völker beeinflussen und sie geradezu unwiderstehlich in bestimmte Entwicklungen drängen und in unlösbare Konflikte mit anderen zwingen, gehören die geographischen. Nicht alle geographischen Probleme, die wir betrachtet haben, können als ursprüngliche Ursachen bezeichnet werden, sondern sind nur geographische Erscheinungsformen anderer, dahinter stehender. Allein sehr viele darunter, und gerade die schwersten, sind doch unzweifelhaft die unabweislichen Konsequenzen der nun einmal bestehenden geographischen Verteilung der Staaten und Völker und ihrer Erdgebundenheit gewesen. Wir haben im vorausgehenden zeigen wollen, wie das auch auf die Gegner zutrifft. Wie auch deren geographische Lebensbedingungen sie vielfach unausweichlich zur Gegnerschaft gegen uns führten, zum Zusammenwirken gegen uns, zur Stellung von Forderungen an uns, die wir nicht erfüllen konnten ohne Verzicht auf eigenste Lebensinteressen. Auch

die Gegner werden dadurch vielleicht moralisch mehr entlastet, als mancher Eiferer bei uns gern sieht. Aber *de facto* werden sie doch eben dadurch ebenso deutlich mit der Mitveranlassung des Krieges belastet. Und mehr als das wollten wir zeigen. Bei keinem der großen Völker der Erde ist die geographische Gebundenheit so groß und so offensichtlich, wie bei unserem Volke. Uns also entlastet eine darauf achtende Erkenntnis der Dinge am allermeisten!

Wer die große allgemeine langsam herangereifte politische Gesamtlage der Welt vor dem Hochsommer 1914 betrachtet, muß den Eindruck gewinnen, daß hier ungeheure Schicksalskräfte gegeneinander drängten, für die die letzten Verantwortlichkeiten nicht bei einzelnen Menschen gesucht werden können, und denen gegenüber einzelner Menschenwille auch wenig bedeutete. Gewiß, es läßt sich möglicherweise einwandfrei nachweisen — bis jetzt ist es ja noch nicht geschehen —, daß ein bestimmter einzelner Willensakt eines bestimmten Menschen die letzte Entscheidung zu diesem Kriege gegeben hat. Und man kann dann vielleicht glauben, daß, wenn dieser Willensakt nicht geschehen wäre, der Krieg damals nicht ausgebrochen wäre. Ob es aber angängig ist, vorauszusetzen, daß damit der Krieg überhaupt nicht gekommen wäre, daß er vermeidlich war, das ist doch äußerst zweifelhaft. Die geographische Betrachtung führt uns vielmehr fast unwiderleglich zu der Überzeugung, daß die bestehenden, naturgegebenen Spannungen nur durch einen Krieg lösbar waren. Er kam als ein unabwendbares Schicksalsereignis, stärker als der Mensch. Und am meisten schicksalgegeben und unvermeidlich für uns.

Wir haben den Krieg nun hinter uns. Vor uns aber seine furchtbaren Folgen. Mit ihnen haben wir und die nächsten Generationen des deutschen Volkes uns zu befassen. Und müssen ihnen klar ins Auge sehen. Das besonders Furchtbare ist dabei dies, daß die Naturgegebenheiten, die geholfen haben uns in dies Unglück hineinzudrängen, mit dem großen Gewitter, das sie erzeugten, nicht verschwunden sind, sondern weiterbestehen und weiter wirken werden so lange wir in diesem Erdraum wohnen. (Und könnten wir ihn verlassen, der doch zugleich auch die Wurzel unserer Kraft und Fülle war, der unsere Heimat und unsere Liebe ist, so würden wir wahrscheinlich in größerem Maßstabe unter

den Völkern dasselbe werden, was die Juden seit dem Untergang Palästinas gewesen sind.)

Die schöne Einleitung von Treitschkes Deutscher Geschichte im neunzehnten Jahrhundert beginnt mit dem Satze: „Die deutsche Nation ist trotz ihrer alten Geschichte das jüngste unter den großen Völkern Westeuropas. Zweimal war ihr ein Zeitalter der Jugend beschieden, zweimal der Kampf um die Grundlagen staatlicher Macht und freier Gesittung. Sie schuf sich vor einem Jahrtausend das stolzeste Königtum der Germanen und mußte acht Jahrhunderte nachher den Bau ihres Staates auf völlig verändertem Boden von neuem beginnen, um erst in unseren Tagen als geeinte Macht wieder einzutreten in die Reihe der Völker." Ergreifend ist der vielhundertjährige Verfallsprozeß des Deutschen Reiches seit dem Mittelalter und das unsäglich mühevolle Wiederemporarbeiten unseres Volkes aus dem Elend deutscher Zersplitterung und der Mißgunst aller Nachbarn gewesen bis zum Aufbau unseres neuen Reiches. Heute sehen wir nun auch dieses wieder zertrümmert; wir sehen uns hingeworfen in dasselbe Chaos deutscher Zerrissenheit und feindlichen Triumphes auf allen Seiten. Der Stein, den wir aufs neue zum Gipfel des Berges emporwälzten, ist wiederum hinabgerollt in den Abgrund. Wieder steht das unselige deutsche Volk am glücklosen Ende einer großen Epoche seiner Geschichte. Es bleibt uns nichts, als den unseren Händen entglittenen Block aus tiefer Nacht unter Schweiß, Tränen und Blut noch einmal zum Lichte emporzuwuchten. Es bleibt uns nichts, als die unbesiegliche Hoffnung, daß unser Volk dennoch und trotz alledem in sich die Kraft finden wird zu einer dritten Jugend.

Anmerkungen

[1]) v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches, Bd. VII S. 237.

[2]) Es ist hier nicht der Ort, auf den Streit der Theoretiker der modernen Geographie näher einzugehen; der Fachmann wird erkennen, auf welcher Seite ich stehe.

[3]) Das gilt selbst von einem so geistvollen, tiefschürfenden Werk wie Ruedorffers „Grundzüge der Weltpolitik der Gegenwart", das 1913, also ein Jahr vor dem Weltkriege, erschien und das Wesen der politischen „Tendenzen" und „Konstellationen" der Zeit begrifflich zu entwickeln versucht (ich zitiere nach der, unveränderten, Ausgabe von

1916). Gewiß schweben dem ungemein unterrichteten Verfasser die geographischen Beziehungen der Völker und Staaten auch mit vor, aber sie werden nirgends als solche herausgeschält, so klar und sauber er sonst die großen wirkenden Motive auseinanderlegt. Kaum kommt das Wort „geographisch" vor. Erst S. 209 f. berührt er ausdrücklich die „geographisch begründeten Fragen" der Weltpolitik und sehr richtig erkennt er: „es sind die eigentlichen politischen Fragen, die immer wieder anders, aber selten dauernd gelöst werden". — Ganz anders der Schwede Kjellén in seinem ebenfalls ausgezeichneten Werke „Die Großmächte der Gegenwart", das im Juni 1914, also hart vor dem Ausbruch des Weltkriegs abgeschlossen wurde. Es ist die Ergänzung zu dem allgemein theoretisierenden Ruedorffer, in dem es die tatsächliche Kräfte- und Interessenverteilung der Großmächte schildert. Nichts ist fesselnder als diese beiden unmittelbar vor dem großen Drama geschriebenen Untersuchungen und ihre Anschauungen und Voraussagen mit den Geschehnissen zusammenzuhalten. Kjellén legt gerade ein Hauptgewicht auf die Geographie und macht sie zum Ausgangspunkt und zur wesentlichen Grundlage seiner Erörterungen der politischen Probleme der einzelnen Großmächte. Beide Bücher haben verschiedene Untersuchungsziele und sind deshalb nicht ohne weiteres vergleichbar; es muß aber festgestellt werden, daß der Schwede die politischen Sturmzeichen der Zeit richtiger erkannt hat als Ruedorffer, bei dem die Gefahr einer kriegerischen Lösung der Spannungen sehr viel weniger nahe scheint, als bei jenem, und der die Mächte in einer Periode relativ friedlicher Ausgleichung stehen sieht.

[4]) Ruedorffer macht einen Unterschied zwischen geschichtlicher Erkenntnis, die das historische Geschehen nur als ein individuelles, aber innerlich einheitliches erfassen könne, und der naturwissenschaftlichen, die es mit häufigen, immer wiederholten Vorgängen zu tun und die Gesetzlichkeit dieser sich immer wiederholenden Vorgänge zu ermitteln habe („Grundzüge usw." S. X). In diesem Sinne würde die Betrachtungsweise der politischen Geographie also die Anwendung einer naturwissenschaftlichen Methode auf die politischen Probleme sein. Damit deckt sich auch Ruedorffers eigene spätere, in unserer Anmerkung 3 erwähnte Äußerung über die „geographisch begründeten" Fragen der Weltpolitik, die immer wieder auftauchen. Die geographischen Ursachen des historischen Geschehens auf einem bestimmten Erdraum sind bis zu einem gewissen Grade unabänderliche, die immer wieder wirken. Ratzel drückt denselben Gedanken einmal in dem Bilde aus, das Leben eines Volkes sei wie ein Strom, in dem die Wellen die Generationen sind. Gleichmäßig rollt der Strom weiter, aber an einer Stelle schaffen Unebenheiten des Flußbettes immer von neuem eine gleiche Bewegung in den vorbeiflutenden Wellen. Die geographische Lage ist das Beständige in der Veränderlichkeit der Bewegung. Sie kommt in allen Lebensäußerungen des Volkes zur Geltung (Ratzel, Die geographische Lage. Eine politisch-geographische Betrachtung. Feestbundel ter Ge-

leegenheid van zijn tachtigsten Geboortstag aan Dr. P. J. Veth. Leiden 1894. S. 257). Die geographische Ursache wirkt immer, so lange sie unverändert besteht. Natürlich ist auch dann das Ergebnis nicht immer das gleiche, da es ja aus dem Zusammenwirken mit anderen Faktoren entsteht. Es wird ein anderes sein, sobald diese verändert sind. Z. B. hat die Inselnatur Englands im Mittelalter ganz anders auf die Geschicke seines Volkes gewirkt, als in der Neuzeit. In hohem Maße läßt sich das immer neue unheilvolle Wirken der gleichen geographischen Ursachen in der tragischen Geschichte Deutschlands durch die Jahrtausende hindurch verfolgen.

[5]) Vgl. H. Wagner, Lehrbuch der Geographie 1912 S. 895.

[6]) K. Ballod errechnet nur ungefähr 56 Millionen qkm anbaufähiges Land. (Ballod, Wieviel Menschen kann die Erde ernähren? Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung usw. 1912 Jahrg. 36 H. 2 S. 81 ff. Bei der summierenden Tabelle S. 95 ergibt eine falsche Addition 55,9 Mill. qkm statt 56,6, der Ziffer, an die er sich nachher selbst hält. Die Irrung entsteht durch zwei um 0,7 Mill. qkm verschiedene Arealziffern, die er vorher bei Südamerika beibringt.)

[7]) Der Präsident des Reichsversicherungsamts Dr. Kaufmann sagt in der Deutschen Allgemeinen Zeitung (wiedergegeben nach Köln. Zeitung vom 3. Juni 1919) über die Wirkung der deutschen Sozialversicherung, daß gegenüber einer Sterblichkeit im Deutschen Reich von 30,6 Todesfällen auf 1000 Einwohner im Jahr 1872 in 1913 nur 15 auf die gleiche Anzahl kommen. „Die Tuberkulose-Sterblichkeit erfuhr eine fast märchenhafte Abnahme." Sie war 1913 nur 14,3 gegenüber 25,9 im Jahre 1892. Die mittlere Lebensdauer verlängerte sich von 1871 bis 1910 um mehr als neun Jahre! Den schaffenden Altersschichten gehörten Männer und Frauen fast drei Jahre länger an als vor vier Jahrzehnten.

[8]) Vgl. Bernhard, Die landwirtschaftliche Selbstversorgung Deutschlands. Geogr. Zeitschrift 1917 S. 449 ff. Vgl. Sombarts Ausführungen vor dem Kriege: Deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert, Volksausgabe, 1913 S. 377 ff. Seite 383 heißt es: „Man wird nicht übertreiben, wenn man sagt, daß die deutsche Volkswirtschaft eine zwei- bis dreimal so große Landfläche braucht, als sie das Deutsche Reich mit seinen Grenzen umschließt."

[9]) Die überaus schwierige Frage nach den Grenzen der künftigen Menschenziffer auf der Erde ist bisher fast ausschließlich unter rein theoretischen, praktisch zweifellos versagenden Gesichtspunkten behandelt worden. Es ist praktisch ziemlich wertlos, auszurechnen, daß der Chinese oder der Japaner mit seinem Fleiß und seiner Bedürfnislosigkeit mit soundsoviel Hektar Ackerland pro Kopf auskommen kann, und nun die anbaufähige Fläche der Erde damit zu dividieren, um herauszubekommen, wieviel Menschen auf ihr künftig leben können. Die Voraussetzung dabei ist, daß sie alle so leben wollen, wie jene Japaner oder Chinesen. Die Menschheit der Zukunft wird aber sich vorher lieber gegenseitig in Massen totschlagen, als daß sie diese Voraussetzung

erfüllt. Man hat, um den malthusianischen Ideen entgegenzutreten, ernstlich berechnet, daß die Erde 230 Milliarden Menschen werde tragen können, wenn diese unter Verzicht auf alles andere, nicht nur auf Fleisch, sondern auch Getreide, sich ausschließlich von den Erzeugnissen intensiver Gartenbaukultur, von Gemüsen und Wurzelfrüchten, ernähren wollen, und wenn man obendrein die ganzen Ackerflächen der kühlen Länder unter Glas setzt und im Winter heizt! Man hat andererseits, um der naheliegenden Sorge um das Zuendegehen der Kohlenschätze vorzubeugen, gesagt, daß die Menschen der gemäßigten Zonen dann alle in den Subtropen, wo sie keine Heizung brauchten, Wohnung nehmen und die kühleren Länder nur noch zum Bau der Feldfrüchte verwenden würden. Nun, selbst angenommen, derartige ungeheure Eingriffe in die menschliche Lebensweise würden dereinst einmal unumgänglich werden, so ist es doch sicher, daß das, ja schon die ferne Annäherung daran, nur unter den fürchterlichsten Menschenkämpfen geschehen könnte.

Ballod (s. Anm. 6) macht solche Fehler nicht mit. Er berücksichtigt die Unterschiede des *standard of life* und stellt drei Kategorien auf: den Standard des Japaners, des Deutschen und des Amerikaners. Nach dem des Japaners errechnet er eine mögliche Erdbevölkerung von rund 22,4 Milliarden; nach dem des Deutschen von 5,6 Milliarden; nach dem des Amerikaners von nur 2,3 Milliarden. Letzteres eine Ziffer, von der er selbst sagt, daß sie bei der heutigen Vermehrung leicht in einem Menschenalter erreicht werden könne. Er ist geneigt, die mittlere Ziffer, 5600 Millionen, vorläufig als die richtigste für einen Zukunftsausblick, „bei einem einigermaßen menschenwürdigen standard of life", anzunehmen. Aber auch er rechnet nicht hinreichend mit der rapiden Steigerung dieses Standard, die eine unausbleibliche Folge der modernen Entwicklung ist. Wir sehen sie fast überall. Wir sehen sie beim Japaner, der jetzt, wo er reich ist, auch nicht mehr leben will, wie früher. Wir sahen sie bei uns vor dem Kriege geradezu in Sprüngen vor sich gehen. Und auch der Amerikaner will nichts weniger, als in seinen Lebensansprüchen stillstehen. Jedenfalls würde er es, ebenso wie jedes andere Volk, eher auf einen Krieg ankommen lassen, als das zu tun. In überraschender Weise sehen wir ja sogar, daß trotz des Krieges, ja gerade durch ihn, neuerdings ganz unerwartete Erscheinungen dieser Art neu auftauchen. Die plötzlich hervortretende Wohnungsknappheit gehört dazu. Sie ist, bei uns wenigstens, keineswegs nur eine Folge unterbliebenen Wohnungsbaus, sondern viel mehr noch eine solche des Aufsteigens großer Bevölkerungsmassen, die während des Krieges mehr als sonst verdient haben, zu höheren Wohnungsansprüchen. Ein elementarer Vorgang von größter Beispielskraft für die Frage des menschlichen Raumbedürfnisses! Mit Nahrungsmangel hat das nichts zu tun und doch spüren wir diese Bewegung allenthalben. Indem alle die kleinen Einzelatome der Gesamtbevölkerung ihre Wohnungsansprüche räumlich ausdehnen, ist es wie ein unter Erwärmung sich gewaltig steigernder Gasdruck in einem geschlossenen Gefäß. Und die Erschei-

nung zeitigt die unerfreulichsten Bedrängnisse. — Die allgemeine Vermehrung der Lebensansprüche wird um so weniger innehalten, je mehr die moderne Arbeiterbewegung, die die soziale Hebung der Massen auf ihre Fahne geschrieben hat, ihren Siegeszug über die Erde vollendet.

Gerade bei uns in Deutschland soll ja nun allerdings jetzt wohl der Versuch größten Maßstabes gemacht werden, die Lebenshaltung eines Volkes von mehr als sechzig Millionen gewaltsam rückwärts zu schrauben. Die Feinde sprechen es unmittelbar aus, und die bereits erkennbar werdenden Folgen des Versailler Friedens werden dieses Zurückschrauben wahrscheinlich auch in erheblichem Umfange durchsetzen. Aber das ist so schmerzlich für ein Volk, daß es eben doch nur durch einen so furchtbaren Krieg erzwungen werden konnte. Und das ist es, worauf es mir hier bei dieser Betrachtung ankommt.

[10]) H. Wagner, Lehrbuch der Geographie 1912 S. 763. Wenn W. an dieser Stelle gerade deshalb eine Verlangsamung in der bisherigen Menschenzunahme erwartet, weil die Zunahme der Hilfsquellen für die menschliche Existenz nicht in der gleichen Weise andauern würde, so kann eine solche Wirkung sich doch eben nur unter den furchtbaren Folgeerscheinungen vollziehen, von denen wir gerade reden. Daher ist diese Vermutung kein Einspruch gegen unsere Ausführungen, sondern eine Unterstützung.

[11]) R. Sieger (Die geographischen Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Geogr. Zeitschr. 1915) weist an verschiedenen Stellen darauf hin, wie die inneren Reibungen des Staatslebens in Österreich-Ungarn die rechte Ausnützung des bosnischen Erfolges verhinderten. Wie z. B. dem besseren Ausbau der bosnischen Eisenbahnen der Gegensatz zwischen Österreich und Ungarn im Wege stand. Also nicht eine allgemeine „Saturiertheit" liegt vor; mindestens nicht in dem Sinne, wie Bismarck das Wort gebraucht hat.

Nach Kjellén (Großmächte der Gegenwart S. 9) spielt allerdings auch die weitgehende wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit Österreich-Ungarns mit bei seinem geringen Expansionsdrang. S. aber auch a. a. O. Seite 21.

[12]) Ruedorffer, Grundzüge der Weltpolitik der Gegenwart (vgl. Anm. 3) S. 59. Für das Nachfolgende vgl. das Kap. 1 des Werkes.

[13]) Das berührt sich mit dem Gedanken, der sich dem Verfasser in den Tagen des gewaltigen einheitlichen Gefühlssturms zu Anfang des Krieges aufdrängte. (Der Wall von Eisen und Feuer, Gr. Ausgabe, Bd. I 1915, Geleitwort.)

[14]) Der Krieg selbst ist unfraglich die bisher stärkste Äußerung der modernen nationalistischen Tendenzen gewesen; in vollem Widerspruch zu den öffentlichen Behauptungen der gegnerischen Führer, daß ihre Völker ausschließlich für die „Menschheit" und für selbstlose Ideale kämpften. In dem Ententefrieden hat der Nationalismus seine unbedingtesten Triumphe gefeiert. Er ist darin offiziell zum maßgebenden Grundsatz für die Völkerbeziehungen erhoben worden, und die Friedensbe-

dingungen zeigen mit unwiderleglicher Deutlichkeit, daß in der Tat der — von jedem einzelnen Volk für seine Interessen als „sacro", für die der anderen als sehr unheilig empfundene — „egoismo" der Grundzug seines Wesens ist. Und soweit wir bis jetzt die Folgen des Friedensschlussses und die nächste Entwicklung der Welt voraussehen können, wird das nur immer deutlicher werden. Darwider wird es nichts helfen, wenn man bei uns jetzt diesen Nationalismus verfemt; wenn man predigt, daß wir auf ihn und jeden völkischen Egoismus verzichten müssen, weil sie uns in den Krieg hineingezogen hätten, der uns zerschmetterte. Gewiß ist das so; aber die Nationen, die gesiegt haben, werden keineswegs dieselbe Forderung daraus ziehen. Denn sie sind ja auf dieser Bahn erfolgreich gewesen; sie können nun, nach unserer Ausschaltung, wenigstens eine Zeitlang, freier blühen und wachsen als vorher. Wie sehr sie das auf unsere, des Schwachen, Kosten tun werden, genau wie die Bäume im Walde über dem gestürzten Genossen, das wird nicht auf sich warten lassen.

[15]) Als solcher ist er aber nicht nur Ausdehnungsdrang, und wenn auch egozentrisch, so doch zugleich in seinem Ziel auch kosmopolitisch. Es entspricht ganz der Auffassung Ruedorffers vom Wesen des Nationalismus, wonach jedes von ihm ergriffene Volk sein eigenes Wesen für das der Menschheit segensreichste hält und die Aufgabe in sich fühlt, die Welt an seinem eigenen Wesen genesen zu lassen, wenn Kjellén das innere Geheimnis des modernen Imperialismus definiert als „nicht bloß ein Streben nach materiellem Gewinn oder nur ein Wille zur Macht, sondern das Verantwortlichkeitsgefühl einer Mission für die Menschheit". (R. Kjellén, Die Großmächte der Gegenwart, 19. Aufl., S. 82, 1918.) Am deutlichsten für die Umwelt ist dies Gefühl bekanntlich bei den Engländern hervorgetreten.

[16]) Die Bevölkerungszahl, obwohl zunächst anscheinend nichts Räumliches, ist ein Faktor, der die politische Geographie durchaus angeht. Diese ist ein Teil der Geographie der Menschen. Der Raum allein berührt sie nicht; erst in seiner Beziehung zum Menschen tut er es. Die Beziehungen eines Raumes zu einer Bevölkerungsmenge, die auf ihm lebt, oder deren Interessen sich mit ihm befassen, sind ausgesprochen geographische Begriffe; für die politische Geographie solche von grundlegender Bedeutung.

[17]) Die Zustände, die wir im Auge haben, sind, wo nicht anders bemerkt, immer die kurz vor dem Kriege; die Ziffern ebenso die letzten aus der Zeit vor ihm erhältlichen. Das englische Weltreich hatte Anfang 1914 33,4 Millionen qkm und 438 Millionen Einwohner; das russische Reich, einschließlich Russisch-Asien, 22,3 Mill. qkm und 179 Mill. Einwohner; China mit Nebenländern 11,1 Mill. qkm und 320 bis 420 Mill. Einwohner; Frankreich nebst Kolonien 11 Mill. qkm und 85 Mill. Einwohner; die Vereinigten Staaten 9,7 Mill. qkm und 108 Mill. Einwohner. Australien (mit Ozeanien) hatte 8,9 Mill. qkm und 7,8 Mill. Einwohner. Die bewohnbare Landfläche nehmen wir mit Ratzel zu 124 Mill. qkm

an; über die anbaufähige Fläche vgl. Anm. 6. Die Gesamtheit der Menschen schätzt der gerade für diese Dinge besonders autoritative H. Wagner (Lehrbuch der Geographie 1912 S. 761 und 763) auf mindestens 1665 Millionen, wobei er für China, absichtlich niedrig, 360 Millionen annimmt. Setzt man hier 400 Millionen, so kommt man auf rund 1700 Millionen. Die Gesamtfläche der fünf genannten Großmächte ist also 87,5 Mill. qkm; ihre Gesamtbevölkerung bei Annahme von 360 Mill. für China 1170, bei Annahme von 400 Mill. 1210 Millionen. — Die nächstgroße Territorialmacht der Erde ist Brasilien, das sich mit 8,5 Millionen qkm Flächeninhalt den vorigen noch nahezu ebenbürtig erweist, aber nur 25 Millionen Einwohner zählt. Räumlich erst in sehr großem Abstand kommt dann Deutschland, mit seinen Kolonien 3.5 Millionen qkm groß. Die Bevölkerung betrug rund 80 Millionen. Aber da wir ja sofort von unseren auswärtigen Besitzungen abgeschnitten wurden, die Gegner dagegen von den ihren nicht, so können wir sie im Kriege nicht ganz vergleichend rechnen. Lassen wir sie (mit 3 Mill. qkm und 12,3 Mill. Einwohnern) weg, so traten im Kriege nur durch die Gegnerschaft dieser sechs größten Territorialmächte von der Gesamtwohnfläche der Erde 96 Mill. qkm unserer halben Million (genau 540 877) qkm gegenüber; von der Gesamtziffer der Menschheit rund 1230 Millionen unseren 68!

[18]) Sehr interessant für das Gefühl, das Rußland noch heutigen Tages seinen Nachbarn gibt, war der Angstruf des neuen Schützlings der Entente, Polens. „General Pilsudski hat vor wenigen Tagen in einem Interview für den Petit Parisien seinen großen Besorgnissen Ausdruck gegeben. Er behauptet, der russische Imperialismus habe sich in nichts geändert, außer in der Farbe; er sei früher zaristisch gewesen und jetzt rot. Aber Rußland werde immer auf Eroberungen und Expansion ausgehen, denn das sei seine Natur". (B. Z. am Mittag, Berlin, den 4. April 1919.)

[19]) Wie sehr auch sonst die russische Ostseeküste unter winterlicher Eisbedeckung leidet, lehrt die neuerliche Untersuchung von Joeden, Die mittlere Vereisung der Ostsee. Zeitschr. d. Ges. für Erdk. zu Berlin 1918 S. 316 bis 324.

[20]) Besonders klar und eindringlich hat diesen geographischen Konflikt A. Dix in mehreren Arbeiten dargestellt. (Vgl. Geogr. Zeitschr. 1914 und 1917.)

[21]) Preuß. Jahrbücher Juni 1914 S. 394. Es kann kein eindrucksvolleres Zeugnis geben für die Bedrohlichkeit der russisch-deutschen Beziehungen im Frühsommer 1914, als diesen glänzend geschriebenen Brief, den ich am liebsten in extenso wiedergeben würde. Denn er ist noch mehr als das; er ist ein Zeugnis ersten Ranges für die Kräfte und Probleme der osteuropäischen Politik, ja für das Wesen der Politik überhaupt. Es ist kaum zu verstehen, und ein Beweis für die politische Ahnungslosigkeit der deutschen Bevölkerung, daß dieser Brief nicht ein Signal zur größten Unruhe gewesen ist.

Der Herausgeber der Preuß. Jahrbücher, Hans Delbrück, war erstaunt gewesen über den plötzlichen Ausdruck grimmiger Feindschaft, der in russischen Veröffentlichungen im Anschluß an den Aufsatz der Kölnischen Zeitung vom 2. März 1914 (Nr. 238) über Rußlands Kriegsvorbereitungen zutage trat, und hatte an den ihm von seiner Studienzeit in Deutschland her bekannten Professor der Geschichte in Petersburg Mitrofanoff die Bitte um Aufklärung gerichtet. Bei aller Höflichkeit wirkt die Antwort M.s an den „hochverehrten Meister und Kollegen" wie der Ausbruch eines Vulkans von leidenschaftlicher Erbitterung. Ihr Gedankengang ist ungefähr folgender. Als vollkommener Apolitiker, aber Kernrusse glaube er ein guter Zeuge der öffentlichen Meinung zu sein: Die Spannung ist Tatsache. Einhellig ist die Mißstimmung gegen Deutschland und lange herangereift. Begründet wurde sie schon durch die Einführung des Polizeistaates von seiten Peters des Großen, der die Russen in Deutsche verwandeln wollte. Das alte bequeme *laisser aller* hörte auf. (Also damals bereits die gleiche Ursache zur Gegnerschaft gegen die Deutschen, wie sie in dem berühmten 1859 erschienenen Zeitroman „Oblomow" von Gontscharow geschildert wird; jenem ausgezeichneten Spiegelbild des russischen Charakters, das bewußt und mahnend die deutsche Tüchtigkeit dem russischen Gehenlassen als Muster vorhält.) Fremdlinge, und zwar besonders Deutsche, saßen in den Kanzleien. Das Mißvergnügen wuchs bis zum Haß unter der Königin Anna. Unter Elisabeth erfolgte die Reaktion im Siebenjährigen Krieg. Die vorübergehende Parteinahme in diesem zugunsten Preußens war nur auf Rechnung eines nicht ganz zurechnungsfähigen Monarchen zu setzen, und daß Katharina es wagen durfte, Peter III. ermorden zu lassen, war nur durch die Abneigung erklärlich, die die Nation gegen ihn wegen seines Eintretens für Friedrich den Großen empfand. Katharina warf ihr Deutschtum ab, wurde echte Russin, duldete keine Deutschen. Diese begannen schon unter ihr durch die Franzosen ersetzt zu werden. Bedeutend wurde der französische Einfluß in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Emigranten, deren elegante Art den höheren Schichten in Rußland jedenfalls mehr zusagte. Französisch wurde geradezu die zweite Muttersprache jedes Gebildeten. Selbst 1812 erweckte eigentlich keinen nachhaltigen Haß gegen ein so liebenswürdiges Völkchen. Die Deutschen, die in dieser Zeit fortfuhren zu kommen, galten für nützliche, aber, mit Ausnahme der baltischen Barone, für untergeordnete Leute. Die damalige politische Machtlosigkeit Deutschlands trug dazu bei, diese Mißachtung des Deutschen zu mehren. Besser wurde es erst seit den 30er Jahren durch den Ruf der deutschen Wissenschaft; noch heut ist ein russischer Professor, der nicht Deutsch kann, undenkbar. Aber dies Interesse blieb doch auf einen bestimmten kleinen Kreis beschränkt; die oberen Schichten verachteten den Deutschen weiter, die unteren behielten ihr instinktmäßiges Abneigungsgefühl gegen die „Niemzy". Stets eine neue Quelle dafür bot die Schroffheit der baltischen Offiziere, die Härte und Pedanterie der deutschen Verwalter auf den russischen Gütern.

Im Krieg 1870/71 war die Sympathie der Russen ganz auf seiten Frankreichs; die Wegnahme Elsaß-Lothringens wurde wie ein nationales Unglück empfunden. Eigentlich gegen Preußen (dem gegenüber die nahen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen des Zarenhofes zu seiner Königsfamilie im 19. Jahrhundert doch lange Zeit ein gewisses Verbundenheitsgefühl gegeben hatten) wandte sich die Stimmung erst seit dem Berliner Kongreß 1878 und dem Frieden von San Stefano. Er ist Bismarck nie verziehen worden, und Skobeleff wurde schon damals populär als Vertreter des Gedankens an einen Krieg mit Deutschland. Bismarck ging auf dem Wege des Dreibundes weiter; als Reaktion dagegen entstand der Zweibund Rußlands mit Frankreich, der die alte Sympathie mit den Franzosen, die Antipathie gegen die Deutschen kennzeichnet. Das deutsch-österreichische Bündnis machte Deutschland zum grundsätzlichen Gegner Rußlands. Hauptsächlich wegen der Balkanfrage. Rußlands ganze Finanzwirtschaft beruht auf seiner Ausfuhr über die südlichen Häfen durch die Meerengen, die nicht in seiner Gewalt waren. „Nur der Besitz des Bosporus und der Dardanellen kann diesem unerträglichen Zustand ein Ende bereiten, weil die Existenz einer Weltmacht wie Rußland von Zufällen und fremder Willkür nicht abhängen darf." Auch darf Rußland aus moralischen Gründen die kleinen Balkanstaaten nicht im Stich lassen. „Noch einmal: Der Drang nach Süden ist eine historische, politische und ökonomische Notwendigkeit, und der fremde Staat, der sich diesem Drange entgegensetzt, ist eo ipso ein feindlicher Staat." Österreich sieht ebenfalls diesen Drang nach Süden als eine historische Notwendigkeit für sich an und hat von seinem Standpunkt aus genau dasselbe Recht dazu. Es hat sich deshalb bis in die jüngste Zeit hinein Rußlands Wünschen auf dem Balkan überall widersetzt, gestützt auf Deutschland, den „Nibelung", der ihm den Rücken deckte. Dasselbe Deutschland tut auch alles, um die Türkei zu kräftigen. Und nun kommt die oben S. 42 wörtlich angeführte bedeutsame Stelle. Mitrofanoff betont dann, daß das heutige, wiedererstarkte Rußland Achtung seiner Ehre und Berücksichtigung seiner Interessen fordern darf, und bestätigt damit den von mir oben S. 32 hervorgehobenen Gedanken, daß mit dem Bewußtsein des Staats von seiner Größe und Macht auch das Gefühl für die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche steigt. Er schließt mit den Worten: „Wir fühlen uns von allen Seiten, in den Flanken, in der Türkei, in Schweden, in Österreich, durch den deutschen Drang („Widerstand" wäre hier wohl das verständlichere Wort) eingeengt und gesperrt; wir finden keine Anerkennung unserer jetzigen Lage, kein Rechnen mit unserer jetzigen Stärke und wir sind entschlossen, die uns gebührende Stelle uns zu verschaffen."

[22]) Helfferich, Die Vorgeschichte des Weltkriegs, 1919, S. 188 bis 194. Davydoff führt in dem oben S. 43 wiedergegebenen Zusammenhang weiter aus, daß, wenn Rußland sich jetzt füge, in kurzer Zeit neue Demütigungen folgen würden. Alles komme für die Friedensfreunde jetzt darauf an, Rußland einen Ausweg aus der furchtbaren Situation zu

zeigen, die sonst unvermeidlich zum Weltkrieg führen müsse. — Wie unlösbar die Gegensätze waren, erhellt die Tatsache, daß die Entgegnungsworte, die Prof. Delbrück dem vorerwähnten Briefe Mitrofanoffs in den Preußischen Jahrbüchern anführt, genau auf denselben Gedanken Davydoffs, nur in umgekehrter Richtung hinauslaufen: Deutschland habe sich schon von Rußland fortwährend Widerstände gefallen lassen müssen; wenn es diesmal wieder nachgäbe, so würde nur binnen kurzem eine neue Zumutung folgen.

[23]) Paul Rohrbach besonders hat diesen Gedanken vor und in dem Kriege mannigfach und energisch vertreten, und der Zerfall des Reichskörpers nach der Revolution hat ihm in einem für uns fast alle überraschenden Umfang recht gegeben.

[24]) Die formelle Kriegserklärung gegen Frankreich ist ebenso wie die gegen Rußland von uns ausgegangen. Helfferich drückt eine weit verbreitete Überzeugung aus, wenn er (a. a. O. S. 217) in diesen förmlichen Erklärungen des Kriegszustandes einen jener Ausdrücke überflüssiger und schädlicher Gewissenhaftigkeit erblickt, mit denen wir uns zu Anfang des Krieges mehrfach äußerlich ins Unrecht gesetzt haben. Daß Rußland tatsächlich schon den Krieg begonnen hatte, daß russische Truppen und Banden die ostpreußische Grenze bereits vor Ablauf unseres Ultimatums vom 31. Juli überschritten haben, hat mir auch der Kaiser am 4. November 1918 im Felde persönlich erzählt. Und daß Frankreich, sobald ein Krieg zwischen Rußland und Deutschland entstand, unter allen Umständen ebenfalls unser Kriegsgegner sein werde, verstand sich von selbst. — Es wäre möglich, daß zu unseren Kriegserklärungen außer juristischer Gewissenhaftigkeit noch etwas beigetragen hat: Die Überzeugung, daß der Krieg unvermeidlich war, daß die Hinauszögerung des Losbruchs von seiten der Gegner nur noch eine Vervollständigung ihrer Vorbereitungen bedeutete, und daß nur sofortiger Ablauf der Ereignisse unsere Rettung sein konnte. In diesem Falle war es Pflicht unserer Regierung, das Schlingengewebe entschlossen mit einem offenen Hieb zu durchhauen. Die Beweisführung der Schuldfrage müßte sich dann darauf erstrecken, ob unsere Voraussetzungen richtig waren; die Kriegserklärungen selbst wären nicht das Entscheidende.

[25]) Vgl. Anm. 17 S.

[26]) Vgl. Friedjung, Das Zeitalter des Imperialismus, Bd. I, 1919, Seite 4.

[27]) Frankreich durchschnittlich 12 000 im Jahr, Deutschland 360 000. (S. Kjellén, Die Großmächte der Gegenwart, S. 12.)

[28]) Bereits im Eingang des Rolandliedes (16. Verszeile der „Chanson de Roland").

[29]) Die Engländer selbst sind sich dessen vollkommen bewußt gewesen, und zahlreiche Politiker, Lloyd George voran, haben mit dem Eindruck der auf einer Erdkarte gegenübergestellten Flächen der Bündnisbereiche der beiden kriegführenden Parteien Werbearbeit geleistet.

[30]) Kjellén a. a. O. S. 85 ff.

[31]) Vgl. Helfferich, Die Vorgeschichte des Weltkriegs, S. 222 ff. In der Fußnote zu S. 223 zitiert er den Ausspruch der Times vom 15. März 1915: „Weshalb verbürgten wir uns für die belgische Neutralität? Wegen eines gebieterischen Grundes des Selbstinteresses, aus dem wir von jeher verhinderten, daß eine Großmacht sich unserer Ostküste gegenüber festsetzte."

[32]) Ratzel, Politische Geographie, 1897, S. 603.

[33]) A. a. O. S. 591.

[34]) Handel und Geographie haben seit alters miteinander zu tun, und so können wir auch diese Quelle der deutsch-englischen Spannungen in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen.

[35]) So bei Helfferich, Vorgeschichte des Weltkrieges, S. 49.

[36]) Helfferich a. a. O. S. 48. Es verlohnt sich, den ganzen Wortlaut des Aufsatzes zu lesen, den Helfferich wiedergibt und von dem er mit Recht sagt, daß er den Geist der britischen Geschichte und Politik besser enthülle, als irgendeiner der von den Gegnern so oft angezogenen Aussprüche von Treitschke, Nietzsche oder Bernhardi die Gesinnung des deutschen Volkes.

[37]) Kjellén, Die Großmächte der Gegenwart, S. 103.

[38]) W. Willcox, The Irrigation of Mesopotamia, 1905.

[39]) Von deutschen Publizisten hat während des Krieges u. a. Rohrbach besonders eifrig auf die überragende Wichtigkeit Ägyptens für den Bau des britischen Weltreiches und die Angreifbarkeit dieser Stelle hingewiesen.

[40]) Helfferich a. a. O. S. 120 ff. und 142 ff.

[41]) Hettner, Italiens Eintritt in den Krieg. Geogr. Zeitschr. 1915 S. 425 bis 443.

[42]) Ich weilte im Herbst 1917 auf dem wunderbar stimmungsvollen Friedhofe an dem alten Dom von Aquileja, das damals wieder in unseren Händen war. Es läßt sich nicht leugnen, daß es von großem Eindruck war, auf den Gräbern der dort bestatteten italienischen Gefallenen zu lesen, daß sie *„in terra redenta"* ruhten.

[43]) Ich hatte im Felde lange Zeit hindurch Gelegenheit, mit einem sehr unterrichteten Deutsch-Amerikaner zu sprechen, Dr. E., der Universitätsprofessor der Chirurgie in den Vereinigten Staaten und beim Ausbruch des Krieges nach Deutschland geeilt war, um seine ärztliche Kunst dem alten Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Er war drüben lange Jahre einer der Führer der Deutsch-Amerikaner gewesen, hatte als solcher an hervorragender Stelle mitten im politischen Leben gestanden und jedenfalls alle Gelegenheit gehabt, sich ein Urteil zu bilden. Der wurde nicht müde, mir zu versichern, daß Amerika niemals in den Krieg gegen uns eintreten werde! Ein Hauptargument für ihn war allerdings seine Überzeugung von Wilsons absoluter Kriegsgegnerschaft. Nach der Eröffnung unseres unbeschränkten U-Bootkrieges habe ich ihn nicht mehr gesprochen.

[44]) H. Fischer, Kriegsgeographie, 1916, S. 135.

[45]) Darüber, daß die deutsche Handelsnebenbuhlerschaft für Nordamerika nicht dieselbe Bedeutung hatte, wie für England, vgl. Steinmann-Bucher, Völkerfrieden? S. 15.

[46]) Wegener, Der Panamakanal. Volkswirtschaftliche Zeitfragen 1914 Nr. 282 S. 4, 8, 36.

[47]) Unsere Historiker könnten sich eigentlich diesen Kreuzzugsvergleich unserer Gegner wohl gefallen lassen; wissen sie doch, daß auch in den mittelalterlichen Kreuzzügen die höhere Gesittung durchaus nicht auf Seiten der Kreuzfahrer lag!

[47a]) Durch die Güte des Auswärtigen Amtes erhalte ich auf meine Bitte eine nach den dortigen Akten angefertigte Zusammenstellung sämtlicher Mächte, zwischen denen und uns im Lauf des Weltkriegs der Kriegszustand erklärt worden oder doch der Abbruch der diplomatischen Beziehungen erfolgt ist, einschließlich der Daten, wann, und der Seite, von welcher die betreffende Erklärung erging. Sie dürfte in dieser Vollständigkeit noch nicht veröffentlicht worden sein.

Gruppe I. Kriegserklärungen und Erklärungen über den Kriegszustand:

1. Deutschland erklärt Rußland den Krieg am 1. August 1914.
2. Deutschland erklärt Frankreich den Krieg am 3. August 1914.
3. Kriegszustand mit Belgien seit 4. August 1914.
4. Großbritannien erklärt Deutschland den Krieg am 4. August 1914, mit Wirkung von Mitternacht zum 5. August ab.
5. Kriegszustand mit Serbien seit 6. August 1914.
6. Kriegszustand mit Montenegro seit 8. August 1914.
7. Japan erklärt Deutschland den Krieg am 23. August 1914.
8. Deutschland erklärt Portugal den Krieg am 9. März 1916.
9. Deutschland bricht die diplomatischen Beziehungen ab zu Italien am 24. Mai 1915; Italien erklärt Deutschland den Krieg am 28. August 1916.
10. Deutschland erklärt Rumänien den Krieg am 28. August 1916.
11. Die Vereinigten Staaten von Amerika brechen die diplomatischen Beziehungen ab zu Deutschland am 5. Februar 1917 und erklären sich durch Proklamation des Präsidenten als im Kriegszustand mit ihm befindlich am 6. April 1917.
12. Cuba erklärt Deutschland den Krieg am 7. April 1917.
13. Panama erklärt sich als mit Deutschland im Kriegszustand befindlich vom 10. April 1917 ab.
14. Siam erklärt Deutschland den Krieg am 22. Juli 1917.
15. Liberia bricht die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab am 20. Mai 1917 und erklärt ihm den Krieg am 4. August 1917.
16. China bricht die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab am 14. März 1917 und erklärt ihm den Krieg mit Wirkung vom 14. August 1917 von 10 Uhr vormittags ab.
17. Brasilien bricht die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland

ab am 11. April 1917 und erklärt sich durch Beschluß des Kongresses als im Kriegszustand zu Deutschland befindlich am 26. Okt. 1917.

18. Guatemala bricht die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab am 27. April 1917 und erklärt sich als im Kriegszustand mit ihm befindlich am 30. April 1918.
19. Nicaragua bricht die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab am 21. Mai 1917 und erklärt ihm den Krieg am 8. Mai 1918.
20. Costarica bricht die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab am 21. September 1917 und erklärt ihm den Krieg am 23. Mai 1918.
21. Honduras bricht die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab am 17. Mai 1917 und erklärt ihm den Krieg am 19. Juni 1918.
22. Deutschland bricht die diplomatischen Beziehungen ab zu Haiti am 5. Juli 1917; Haiti erklärt Deutschland den Krieg am 12. Juli 1918.

Gruppe II. Abbruch der diplomatischen Beziehungen allein:

23. Bolivien bricht die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab am 13. April 1917.
24. Griechenland tut das gleiche am 30. Juni 1917.
25. Uruguay ebenso am 7. Oktober 1917.
26. Peru ebenso am 8. Oktober 1917.
27. Ecuador desgleichen am 9. Dezember 1917.

In dem amtlichen Friedensinstrument von Versailles erscheinen unter den „assoziierten Mächten", die mit uns Frieden schließen, auch die fünf der Gruppe II. Sie haben sich damit also auch als unsere Kriegsgegner bezeichnet. Es fehlt in diesem Vertrag Rußland, weil wir mit diesem ja schon in Brest-Litowsk Frieden geschlossen hatten, und Montenegro, weil es zu dieser Zeit schon in den neuen serbisch-kroatisch-slavonischen Staat aufgegangen war. Es fehlt merkwürdigerweise ferner das unter Nr. 20 der Gruppe I genannte Costarica; vielleicht weil zur Zeit von Versailles seine Regierung von der Entente nicht anerkannt war. Dafür treten aber darin auch noch die während des Krieges neugeschaffenen Staaten 28. Hedschas, 29. Polen, Serbien-Kroatien-Slavonien (dies für Nr. 5), 30. Tschecho-Slowakei als unsere Kriegsgegner mit auf, obwohl sie nicht einmal die „diplomatischen Beziehungen" abgebrochen hatten, ja zum Teil in Wirklichkeit bis zum Kriegsende auf seiten der Mittelmächte gekämpft hatten. Alle diese zusammen ergeben also die runde Ziffer dreißig.

[48]) R. Sieger, Die geographischen Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihrer Außenpolitik. Geogr. Zeitschr. 1915 Heft 1 bis 3. Die Übersicht über die Urteile der Geographen siehe S. 1 ff.

[49]) Sieger a. a. O. S. 86. Neuerdings werden durch statistische Künste der „befreiten" Slawenvölker die Ziffern voraussichtlich noch mehr zuungunsten der Deutschen verschoben werden. (Vgl. u. a. Winkler, Die Tschechen in Wien. Flugblätter für deutschösterreichisches Recht. Wien 1909. S. 5.)

[50]) Kjellén, Großmächte der Gegenwart, S. 12.

[51]) Mit vollkommener Klarheit sah Poincaré die später wirklich eingetretene Entwicklung der Ereignisse und die Gruppierung der Mächte, einschließlich der Haltung Italiens, bereits 1912 voraus. Vgl. den von den Bolschewisten aus den russischen Geheimarchiven veröffentlichten Brief Iswolkis vom 30. August/12. September 1912 (Tägl. Rundschau, Berlin, vom 30. Mai 1919).

[52]) Vgl. C. Becker, Die Türkei. In „Deutschland u. d. Weltkrieg", herausg. v. Hintze, Meinecke, Oncken und Schumacher. 1915. S. 281 ff.

[53]) Die Geschichte des Bagdadbahn-Unternehmens schildert aus eigenster Kenntnis der Vorgänge gut zusammenfassend Helfferich. (Die Vorgeschichte des Weltkrieges S. 120 ff.)

[54]) Vgl. Anm. 49.

[55]) Vgl. Helfferich, Die Vorgeschichte des Weltkrieges, S. 55 ff., wo die wichtigsten Stellen seiner Rede in der Queens-Hall am 28. Juli 1908 und aus seinem Aufsatz im Daily Chronicle vom 1. Januar 1914 wiedergegeben sind. In letzterem schreibt er: „Die deutsche Armee ist lebenswichtig nicht nur für die Existenz des Deutschen Reiches, sondern auch für das nackte Leben und die Unabhängigkeit des deutschen Volkes." In ersterer sagt er: „Für Deutschland ist sein Heer, was für uns die Flotte ist: seine einzige Verteidigung gegen eine Invasion."

[56]) Die entlegensten jungen Staatsgebilde der Erde haben das preußische Kriegswesen bei sich einzuführen versucht (Paraguay, Japan).

[57]) Das ist es was die Welt unter „Militarismus" verstanden hat. Nicht die bloße Tatsache militärischer Rüstungen. Deshalb verfehlte auch die Polemik unserer Presse ihr Ziel, die darauf hinwies, daß ja auch die anderen Soldaten hätten; zahlenmäßig sogar mehr als wir, daß auch England und Amerika zum „Militarismus" übergegangen seien, daß auch die englische Flotte nichts anderes sei als ein „Militarismus" zur See usw.

[58]) Eindrucksvoll schildert Rohrbach (Der Krieg und die deutsche Politik, S. 71, 1914), wie die anderen Völker, Engländer, Russen, Franzosen, imstande seien, den Bau ihres wirtschaftlichen und nationalpolitischen Daseins auf unermeßlich weit gedehnten äußeren Grundlagen zu errichten; wir aber „müssen ihn auf der schmalen Basis unseres Landbesitzes in Europa, der nach allen Seiten durch feste Grenzen eingeschlossen ist, einem Turme gleich höher und höher führen."

[59]) Ausgezeichnet faßt der sozialdemokratische ehemalige Staatssekretär Dr. August Müller diesen Zustand zusammen in dem grausamen Artikel „Die Garotte" im Berliner Achtuhr-Abendblatt vom 9. Mai 1919: „Unter allen Völkern der Erde hatte Deutschland vor dem Kriege die komplizierteste Wirtschaftsweise aufgebaut. Ihre Grundlage bildete eine Umwandlung von solchen Rohstoffen in Fertigfabrikate und Nahrungsmittel, die nicht dem deutschen Boden entstammen, auch nicht dem seiner Kolonien, wie bei England, sondern aus der ganzen Welt zu-

sammengeholt werden mußten. Die deutsche Nahrungsmittelproduktion reichte nur aus, um vier Fünftel der Bevölkerung zu ernähren. Die für das restliche Fünftel erforderliche Nahrung wurde eingeführt und bezahlt mit den Produkten des Gewerbefleißes, die sich in ständig steigendem Strom in die weite Welt ergossen. Bei der Beschaffung unserer Kleidung waren wir zu fünf Sechstel auf den Bezug der Rohmaterialien aus dem Auslande angewiesen; auch hier mußten Halb- und Fertigfabrikate an Zahlungsstatt gegeben werden. Naturprodukte, die in der Form des Rohstoffes von der Welt begehrt wurden, besaß Deutschland nur wenig: Kohlen, Holz, Kali. Der Monopolwert des letzteren wurde stark durch die Tatsache beeinträchtigt, daß wir unseren Phosphatbedarf, neben Kali und Salpeter die Grundlage unserer intensiven Landwirtschaft, gleichfalls nur zu einem Teil aus heimischem Produkt decken konnten. So stoßen wir bei der Betrachtung der Grundlagen unserer Volkswirtschaft immer wieder auf den Zwang, vom Auslande zu kaufen. Wir waren dichter wie irgendein anderes großes Volk in das Netz des Weltverkehrs verstrickt und zahlten unsere Einfuhr vorwiegend mit Gütern, die deutsche Arbeit in die gewünschte Form und Beschaffenheit gebracht hatte, deren Substanz aber ebenfalls zu einem guten Teil der Einfuhr entstammte.

Diese Methode der Wirtschaft gestattete uns, 15 Millionen Menschen mehr im Lande zu behalten, als die karge Natur zu ernähren vermochte. Sie bedingte einen riesigen Schiffspark zur Bewältigung der Transportleistungen; einen gewaltigen Geldaustauschapparat, den die heimischen Banken mit ihren Niederlassungen und Zweigstellen in aller Herren Länder bewirkten; die Anlage von deutschem Kapital im Auslande, insbesondere im Kolonialgebiet zur Aufsaugung und Versendung der Roh- und Hilfsstoffe in die Heimat; ein Netz von Niederlassungen und ein Heer von Kaufleuten, Reisenden, Agenten und Propagandisten, die draußen kauften, was die deutsche Wirtschaft benötigte, und verkauften, was wir als Gegenleistung in Zahlung geben konnten."

Den als Motto gewählten Satz fand ich in einem Aufsatz von Karl Scheffler, „Die Zukunft Berlins", in Nr. 190 der Voss. Zeitung vom 13. April 1919. Er traf mich durch die sehr glückliche Fassung eines Grundgedankens dieser Schrift.

Druck: Emil Wolff & Söhne, Halle (S.)

Druck Emil Wolff & Söhne, Halle (S.)





